



Der Deutsche im Osten

„Sowjet=Sozialismus“

JAHRGANG 5

ENDE MÄRZ 1942

HEFT NR. 3

POSTVERSANDORT DANZIG

INHALT

Seite

| | | |
|---------------------|--|-----|
| Klaus Danzer: | Sowjet-Sozialismus im Donezbecken | 131 |
| Kurt Gloger: | Wie wirkt die Landschaft im Osten auf den deutschen Menschen | 135 |
| Hellmut Sommer: | Befreites Bessarabien — Ergebnis einer Reise durch erobertes Land | 137 |
| Hermann Haßbargen: | Unbekannte Stadtansichten von Bromberg, Tuchel und Schöneck | 140 |
| Wolfgang Bech: | Aus Thorns Theatergeschichte | 145 |
| Willy Hans Bannert: | Musik und Befreiung — E. T. A. Hoffmann in Warschau | 148 |
| Willi Drost: | Die Neuerwerbungen des Danziger Stadtmuseums II. Deutsche Malerei | 154 |
| Erich Post: | Winterbild aus der Tucheler Heide, Gedicht | 162 |
| Hansulrich Röhl: | Der Kompanieschreiber, Erzählung | 163 |
| Berthold Wiegand: | Besuch bei einer Mutter, Gedicht | 167 |
| Max Lippold: | Das Mädchen Föhnwind, Erzählung | 168 |
| Julius Bansmer: | Brief ins Feld, Gedicht | 171 |
| Friedrich Bethge: | Rebellion um Preußen (Heinrich von Plauen) 2. Fortsetzung | 172 |
| Anzeigenteil | | 183 |

Titelbild: Arthur Bendrat „Alte Sternwarte in Danzig“ (zum Artikel Drost: Die Neuerwerbungen des Danziger Stadtmuseums).

Die Bildvorlagen sind von:

Foto-Sönke, Danzig, Seite 140/41, 143, 144; Stadtmuseum Danzig, Seite 129, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, Kunstdruckbeilagen I, II, III, IV.

DIE MITARBEITER DIESES HEFTES:

Willy Hans Bannert, Labiau Ostpr.; Julius Bansmer, Wilhelmshaven; Chefdramaturg Wolfgang Bech, Thorn; Reichskultursenator Friedrich Bethge, Frankfurt (Main); Kriegsberichterstatter Klaus Danzer, Feldpostnummer; Museumsdirektor Prof. Dr. Willi Drost, Danzig; Hauptmann Dr. Kurt Gloger, Feldpostnummer; Stadtbüchereidirektor Dr. Hermann Haßbargen, Danzig; Max Lippold, Sprakten b. Insterburg; Erich Post, Tuchel Westpr.; Hansulrich Röhl, Danzig; Regierungsrat Hellmut Sommer, Berlin; Unteroffizier Berthold Wiegand, Feldpostnummer.

Hauptschriftleiter: Dr. Dettel Krannhals, Danzig (z. Zt. im Wehrdienst), i. V. Hanns Strohmenger, Danzig. Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig. Gesamtauslieferung: Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

Druck: A. W. Kafemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meister, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



Der Deutsche im Osten

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR, POLITIK UND UNTERHALTUNG
JAHRGANG 5 ENDE MÄRZ 1942 HEFT NR. 3

KLAUS DANZER

SOWJET-SOZIALISMUS IM DONEZ- BECKEN

PK. Mit dem Donezbecken haben die im Südabschnitt der Ostfront kämpfenden deutschen Truppen im wesentlichen ein völliges Neuland betreten; denn was sie bis dahin als vorwiegenden Eindruck der Ukraine erhalten hatten, war der eines ausgesprochenen Agrarlandes, wenn man von der in einigen wenigen größeren Städten konzentrierten Industrie und den Erzgruben um Kriwoj-Rog absieht. Hier aber stehen sie nunmehr gewissermaßen in dem Ruhrgebiet der Sowjetunion, einem Gebiet also, das in erster Linie durch seine Kohlenproduktion bekannt ist, daneben aber auch einen bedeutsamen Anteil an der Roheisen- und Stahlförderung hatte und endlich auch sonst durch eine Reihe dort entstandener Industrien sowie durch die Zink- und Quecksilbergewinnung einen Mittelpunkt der sowjetischen Schwerindustrie bildete. Hier also war einer der sicherlich geeignetsten Ansatzpunkte für ein Studium des sowjetischen Sozialismus, der in dem Schlagwort vom „Paradies der Arbeiter“ ein wohl einmaliges Prädikat erhalten hat. Und — um dies vorwegzunehmen — er ist tatsächlich einmalig, wobei man allerdings nicht vergessen darf, „gottlob“ hinzuzusetzen.

Was bei uns in Deutschland in seinen ersten Anfängen bereits auf das Jahr 1839 zurückgeht und insbesondere seit der Machtübernahme des Nationalsozialismus ganz bewußt und folgerichtig zu einem Sondergebiet der Sozialpolitik entwickelt wurde, ist die Frage des Schutzes der werktätigen Jugend; denn — und diese Ansicht ist inzwischen Allgemeingut breiter Kreise geworden — man kann nicht Jugendliche, die noch mitten in der körperlichen wie in der geistigen Entwicklung stehen, auf eine Stufe mit Erwachsenen stellen, man muß ihnen besondere Arbeitsbedingungen einräumen, wie sie im Jugendschutzgesetz bis ins einzelne gehend festgelegt sind, und man muß ihnen vor allem

auch zuerst einmal den Weg für eine Berufswahl ebnen, durch die sie ihre Eignung mit den übergeordneten staats- und wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten in Einklang bringen können. Und auch hierfür hat der nationalsozialistische Staat in der großzügigsten Weise durch Berufsberatungstellen und berufsaufklärende Vorträge in den Schulen, durch Schaffung von Berufseignungsunterlagen und Einrichtung besonderer psychotechnischer Eignungsprüfstellen usw. Sorge getragen.

Und was hatte demgegenüber das „Vaterland des Sozialismus“ aufzuweisen? Nichts als die nackte Gewalt; denn nicht genug damit, daß man die Jugendlichen mit vierzehn Jahren zwangsweise den Bergwerken des Donezbeckens zuführte, ohne sie selbst oder auch ihre Eltern zu befragen, man schickte sie dort auch sogleich in die Schächte, um sie — wie man glaubte — entsprechend produktiv in den Arbeitsprozeß einzuschalten. Ist schon darin eine für unsere Begriffe völlig unverständliche Maßnahme zu sehen, wo wir doch einen Jugendlichen frühestens mit sechzehn Jahren unter Tage arbeiten lassen, wobei dann diese Arbeit fürs erste auch noch einen betonten Ausbildungscharakter hat, so können wir restlich nur noch den Kopf schütteln über so viel sture Außerachtlassung jeglicher psychologischer Gesetze; denn wie soll ein Mensch in seine Lebensarbeit hineinwachsen, wie soll er sich innerlich mit ihr verbinden, wenn man ihn einfach zwangsweise dazu gepreßt hat? Bleibt somit für dieses Vorgehen der Sowjets nur die Erklärung für die brutale Ausbeutung und Antreiberei, die sie ihren Schaffenden gegenüber betrieben.

Bei dieser Einstellung zur menschlichen Arbeitskraft und überhaupt dem Menschen gegenüber ist es nur folgerichtig, wenn die Sowjets sich nicht darauf beschränken, männliche Jugendliche zur Tätigkeit in den

Schächten zu pressen. Vielmehr hat man in gleicher Weise auch den weiblichen Nachwuchs mit herangezogen, wobei man folgenden Grundsatz gleichsam als Rechtfertigung aufstellen zu müssen glaubte: „Die Frau ißt genau so viel wie der Mann, also muß sie auch so viel arbeiten.“ Das führte nicht nur dazu, daß man neben den jugendlichen auch die verheirateten Frauen mit einspannte, die anscheinend als Teil ihres Mannes noch nicht einmal Entgelt erhielten, dafür aber die tageweise Betreuung ihrer Kinder in sogenannten Heimgärten noch bezahlen mußten, sondern es hatte in vielen Gruben zur Folge, daß die Zahl der unter Tage arbeitenden Frauen die der entsprechend beschäftigten Männer oft um ein nicht Unbeträchtliches überstieg.

Und was hat demgegenüber wiederum das „verruchte faschistische Deutschland“ aufzuweisen? Grundsätzliches Verbot der Frauenarbeit unter Tage, genaue Abgrenzung der über Tage für weibliche Personen zugelassenen Tätigkeiten, die nach sorgfältiger Abwägung der besonderen weiblichen Konstitution im einzelnen gesetzlich festgelegt sind, weitestgehender Schutz der schwangeren Werk tätigen, Arbeitsbeurlaubung unter Weiterzahlung des Lohnes für je sechs der Niederkunft vorangehende und folgende Wochen, kurz Schutz der Frau in jeder Beziehung, die eben durch ihre Sonderstellung bedingt ist.

Außerdem sei auch nicht vergessen die großzügige Hilfeleistung der NSV., die diese durch die Einrichtung von Werkkindergärten leistet, in denen die Kleinen unter der Obhut geschulter Pflegerinnen die Zeit verbringen, während der die Mutter ihren Pflichten nachgeht.

Aufschlußreich ist im weiteren auch ein Blick auf die Arbeitsverhältnisse, die in den Schächten des Donezbeckens üblich waren. Die Arbeitszeit war zwar offiziell auf acht Stunden beschränkt, praktisch ist jedoch keiner vor zehn Stunden herausgekommen. Wurde auch unter diesen Verhältnissen zu wenig geschafft, so wurde den Betroffenen der ihnen an sich nach jeweils sechs Arbeitstagen zustehende freie Tag gestrichen. Die Bemessung der Arbeitsleistung erfolgte ohne Ansehen der Person im Akkord, wobei den einzelnen Schächten tägliche Kontingente gestellt wurden. Daß die Aufseher ängstlich auf deren Erfüllung achteten und

dabei vor rücksichtsloser Antreiberei nicht zurückschreckten, erklärt sich daraus, daß ihnen je nachdem Lob oder auch Tadel zuteil wurde.

Als Beispiel für die Stachanow-Anforderungen, die den Leuten gestellt wurden, folgendes: Alexei Sch. hatte zusammen mit zwei weiteren Bergleuten den Auftrag, einen neuen Stoß anzusetzen, der in seinen Ausmaßen etwa zwei mal zwei Meter betragen sollte. Dies erforderte also zunächst neben einer Reihe sonstiger Vorarbeiten das Bohren des Sprengloches, ferner das Sprengen selbst, das Wegräumen des Schuttes und endlich die Beförderung der gewonnenen Kohle auf die Halde. Außerdem waren in diesem Zusammenhang Abstiegsarbeiten in größerem Umfang erforderlich. Dafür stand ihnen ein Arbeitstag zur Verfügung; als Vergütung erhielten sie je zwanzig Rubel (das sind zwei Mark) brutto. Netto verblieben ihnen allerdings nur etwa neun Rubel (das sind neunzig Pfennig).

Auch hier können wir wieder mit einigen Gegenbeispielen aufwarten; denn ganz zu schweigen von den auch für sowjetische Verhältnisse ausgesprochenen Hungerlöhnen kann es beispielsweise bei uns niemals vorkommen, daß Jugendliche im Akkord beschäftigt werden, der für sie durch Gesetz zumindest bis zum siebenzehnten Lebensjahr nachdrücklichst verboten ist. Ebenso ist die Frage der Arbeitszeit bei uns keine freibleibende Angelegenheit, die der Willkür eines lobeshungrigen Steigers oder Betriebsleiters überlassen ist, sondern sie ist einheitlich geregelt und während ihrer Dauer tut jeder auch ohne Knute seine Pflicht. Somit ist es auch undenkbar, daß etwa dem einen oder anderen sein zustehender Ruhetag gestrichen wird. Kurz, das betriebliche Arbeitsleben ist in Deutschland im Rahmen des Notwendigen durch Gesetz geregelt, in Einzelheiten der verantwortungsbewußten Entscheidung des Betriebsführers überlassen und im übrigen basiert auf dem Vertrauen in die deutsche Arbeiterschaft, die aus einer selbstverständlichen inneren Haltung der Nation gegenüber ihr Bestes tut und gibt.

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, was Vera H., eine Bergarbeiterin aus der Grube Solotoj, berichtete: „Es war furchtbar“, sagte sie, „wie man uns ewig

mißhandelt, getreten und gestoßen hat. Ich wußte nicht mehr, wie ich es aushalten sollte. Und wie nun der Krieg begann, da habe ich nur jeden Tag von neuem gehofft, die deutschen Flieger möchten kommen und alles zusammenschmeißen, damit wir endlich erlöst würden.“

Zu diesem Eingeständnis einer „freien“ Sowjetbürgerin erübrigt sich wohl jeder weitere Kommentar!

Betriebliche Reihenuntersuchungen, Betriebssport als körperlicher Ausgleich gegen einseitige Beanspruchung, ständige betriebsärztliche Überwachung, Arbeitsschutzkleidung, laufende Überprüfung aller Apparate auf Betriebssicherheit, Wasch- und Duschräume für die Gefolgschaft, das alles sind Dinge, die für den deutschen Arbeiter insbesondere in den letzten beiden Jahren beinahe zu einer Selbstverständlichkeit geworden sind. Fragt man hingegen beispielsweise die Männer aus dem Donezbergbau nach solchen Dingen, so schütteln sie teilweise den Kopf und antworten: Nie panjemaju (verstehe nicht), weil sie solche Dinge überhaupt nicht kennen und daher auch nicht in ihren Sprachschatz aufgenommen haben, teilweise aber berichten sie von Zuständen, bei denen es dann an den Deutschen ist, den Kopf zu schütteln, allerdings vor Entsetzen.

So waren beispielsweise durchgängig in den Donezschächten die elektrischen Hochspannungsleitungen so minderwertig gemacht und obendrein so schlecht isoliert, daß schon hierdurch zahlreiche Unglücksfälle sich zugetragen haben. Und nicht besser war es mit den Geräten, die vielfach auf Grund in aller Welt zusammengeklauter Patente in der Sowjetunion selbst verfertigt und dementsprechend ausgefallen waren. So hat beispielsweise ein einziger Gesteinsbohrer in einem Schacht in kurzer Zeit sechs Mann das Leben gekostet. Wer allerdings glaubt, daß deshalb dieser Bohrer entfernt oder auch nur überprüft wurde, der befindet sich in einem großen Irrtum. Die Fachleute schüttelten den Kopf, wie das passieren könne, der Arzt stellte den Tod fest, was dem Kommissar gegenüber nötig war, und der — natürlich — jüdische Werkleiter zuckte bedauernd die Achseln und konstatierte, daß einer weniger sei.

Aber — nitschewo — die Union ist groß und hat noch viele Menschen. Damit war es

dann abgetan, und der nächste konnte nunmehr sein Leben um dieses Bohrers willen aufs Spiel setzen.

Wen sollte es bei solcher Einstellung wundern, wenn man sich auch um Arbeitsinvaliden ebensowenig kümmerte wie um im Betrieb Verunglückte, Kranke oder wegen Alterns nicht mehr Arbeitsdienstfähige? Zwar wurde allen in den Bergwerken Schaffenden monatlich ein gewisser Betrag einbehalten, der angeblich einer Hilfskasse zugeführt wurde, aus der sie später ihre Rente erhalten sollten, aber das war insofern nur die theoretische Seite der Angelegenheit. In der Praxis war es vor allem einmal so, daß der einzige Arzt, der für die gesamten um Solotoj im weiteren Umkreis liegenden Schächte zuständig und vorhanden war, Krankheiten sowie leichtere Unfälle grundsätzlich nie anerkannte. Vielmehr hetzte er die Menschen nach wie vor zur Arbeit und nahm sich ihrer allenfalls später an, wenn sie hierbei zusammenbrachen. Bei schwereren Unfällen suchte man die Leute zunächst für einige Zeit zu vertrösten, um ihnen dann nach Genesung eine leichtere Arbeit zuzuweisen, die sie etwa ausfüllen konnten. Dabei haben sie die ihnen auf dem Papier zustehende zusätzliche Rente nie gesehen. Und was die Arbeitsfähigen angeht, so waren sie im allgemeinen auch mehr auf Betteln angewiesen, denn wenn z. B. der Wassilij P. aus Nowo-Iwanowa mit seinen 55 Jahren nunmehr eine Rente von fünfundzwanzig Rubel im Monat erhielt, so dürfte er damit alleine wohl verhungert sein.

Deutschland hat demgegenüber schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine umfassende Sozialversicherung aufgebaut, die allen zivilisierten Ländern der Erde zum Vorbild gedient hat, und es hat wiederum in den letzten Jahren diese Versicherungen erneut auf eine völlig gesunde Grundlage gestellt. So zahlt bei uns keiner, sei er nun Arbeiter oder Angestellter, auf blauen Dunst, sondern er weiß, daß und wieviel er zu beanspruchen hat, wenn er sich eines Tages zur Ruhe setzt und wenn ihn ein Unglücksfall vorzeitig hierzu zwingen sollte. Sein monatlicher oder wöchentlicher Beitrag ist für ihn eine Kapitalanlage auf die Zukunft, die er so sicher hat, wie zweimal zwei vier ist.

Und was die ärztliche Betreuung angeht, so kann Deutschland wohl auch hierin den

Führungsanspruch behaupten, denn nicht genug damit, daß wir einen großen Stamm sorgfältigst ausgebildeter Ärzte allgemein besitzen, wir haben mit der Einführung der Betriebsärzte einen bedeutsamen Schritt weiter in der sorgfältigsten gesundheitlichen Überwachung und Betreuung jedes schaffenden Volksgenossen getan.

Mit Recht legt man sich wohl in diesem Zusammenhang die Frage vor, wer wohl diese Gelder geschluckt haben mag, die sich die Schaffenden wohl sauer genug erübrigten. Die Antwort ist einfach, wenn man erfährt, daß z. B. den Grubenarbeitern, die brutto einen Verdienst von etwa sechshundert Rubel (das sind sechzig Mark) monatlich hatten, hiervon dreihundertundfünfzig Rubel als „Obligationen“ zugunsten des Fünfjahresplanes einbehalten wurden.

Und welches Ziel hatte wiederum dieser Plan? Kein anderes als die ungeheuerlichste Aufrüstung im Interesse der Weltrevolution. Damit allerdings durfte man dem Volk nicht so offen kommen, so daß man ihm lieber die Märchen von der faschistischen Bedrohung auftischte, die es schließlich auch glaubte und so, wenn auch wohl nicht allzu freudigen Herzens, mehr als die Hälfte seines monatlichen Einkommens opferte.

Auch wir haben die letzten Jahre hindurch aufgerüstet, und die Waffen, die wir geschmiedet haben, haben sich bisher wohl nicht gerade als schlecht erwiesen. Deswegen aber brauchte kein deutscher Bergmann und auch sonst kein deutscher Arbeiter auf größere Teile seines Einkommens verzichten, sondern eine kluge Finanzpolitik hat den richtigen Ausgleich gefunden, der — wie auf allen Gebieten — so auch hier den Herren Moskowitern zu fehlen schien.

Bei diesem Streifzug durch soziale Verhältnisse im Donezbecken sei endlich die Frage der Arbeiterwohnungen nicht vergessen. Was dabei als normaler Durchschnitt zu sehen ist, das sind menschenunwürdige Elendsbehausungen, die buchstäblich — und zwar um Material zu sparen, bis zur Hälfte in den Boden versenkt sind, während sich über der Erde nur kleine Lichtschlitze und das übliche primitive Strohdach befinden. Hier hausten also im Durchschnitt die Männer, die wohl allgemein zu den Schwerstschaftenden der Industrie eines Landes gehören dürften.

Daneben allerdings gab es auch noch einige wenige etwas menschlicher anzusehende Reihenhäuser, die früher gleichfalls von Bergleuten bewohnt wurden. Es waren allerdings nur diejenigen, die sich in irgendeiner Weise zu Privilegierten und damit zu vom Kommissar Geförderten zu machen verstanden. Aber selbst dieses Privilegium war noch reichlich dürftig. Waren doch in jedem der sehr klein gehaltenen Häuser zwei Wohnungen, die aus je einem Zimmer und einer Küche bestanden, und in denen jeweils eine Familie unterkommen mußte. Berücksichtigt man hierzu die durchschnittliche Familienkopfzahl, die mit sechs bis sieben sicherlich nicht zu hoch gegriffen ist, so kann man sich ein ungefähres Bild von diesem häuslichen Paradies selbst machen.

Was demgegenüber die deutschen Verhältnisse anbetrifft, so kann man sich auf den Hinweis beschränken, daß unsere Arbeitersiedlungen, die seit 1933 in zunehmendem Umfang nach dem Prinzip von Luft, Licht und Sonne errichtet wurden, und in denen der deutsche Arbeiter mit seiner Familie Erholung und Entspannung finden soll, Palästen gleichen, wenn man sie selbst diesen sowjetischen Privilegiertenbehausungen gegenüberstellt.

+

So also sorgte die Sowjetunion für ihre Schaffenden, wobei hier nur noch beiläufig erwähnt sei, daß man im Donezbecken schon drei Jahre vor Kriegsausbruch nichts mehr ohne Lebensmittelkarten bekam, und daß das, was man kriegen konnte, so beschränkt und knapp war, daß es praktisch zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig war. Das war der Dank eines sogenannten sozialistischen Vaterlandes an seine Werktätigen, das war aber auch das wahre Gesicht des Moskowiterreiches, das nunmehr in seinen westlichen Teilen bereits unter deutscher Führung einer neuen Europa zugewandten Ordnung zugeführt wird, während in anderen die endgültige Vernichtung des Bolschewismus noch aussteht, um auch hier in demselben Sinne ans Werk zu gehen. Aber die Zeit wird auch in diesen Landesteilen nicht mehr ferne sein, wo sie gleichfalls verspüren werden, mit welcher weltgeschichtlich einmaligen Lüge die Moskauer Machthaber ihnen das Fell über die Ohren gezogen haben.

KURT GLOGER

WIE WIRKT DIE LANDSCHAFT IM OSTEN AUF DEN DEUTSCHEN MENSCHEN?

Der Deutsche ist seiner rassischen Herkunft gemäß naturverbunden. So stark wirkte das Geschehen in der Natur auf unsere germanischen Altvorderen, daß sie glaubten, in den Naturerscheinungen offenbarten sich ihre Götter. Wenn die Blitze zuckten und mächtige Bäume fällten und der Donner unheimlich grollte, dann fuhr Donar mit seinem Wagen über die Wolken und sein Hammer sauste zur Erde, um den Menschen seine Kraft zu beweisen. Heulte der Sturm über die Erde, dann ritt Odin mit seiner wilden Jagd über das Land, und wenn der Frost seinen Höhepunkt erreicht hatte in jenen Tagen, wenn kein Wind sich regte, dann ging Freia in den stillen Nächten über das Land, um die Häuser zu schauen, wo sich die Menschen um das wärmende Herdfeuer scharten.

Wir Deutschen haben das Glück, in einer Landschaft zu wohnen, die uns immer irgendwie anspricht. Nicht jeder hat das Glück im Hochgebirge zu wohnen, wo sich bei jedem Schritt das Bild ändert und sich oft Blicke von überwältigender Schönheit darbieten. Nicht jeder hat täglich den Blick über das Meer, das in jeder Minute anders ist, sei es, daß die Wellen es bewegen, sei es, daß die Färbung seine Oberfläche in allen Farben des Regenbogens schillern läßt. Nicht jeder kann am vielbesungenen Rhein wohnen oder in einem der schönen deutschen Mittelgebirge. Auch die Ebene gibt uns Bilder von schlichter Schönheit. Wenn die Kornfelder sich bewegen als wären sie ein Meer mit Wellenbergen und Tälern, dann schreitet man tief ergriffen durchs Land. Die Dörfer und Weiler, die Seen und Wälder, die Straßen mit ihren Birken, die sie umfassen, das alles gibt irgendwie eine Landschaft, die den Menschen erfüllt.

Wie anders die Landschaft, die auf unsere deutschen Soldaten einwirkt, die 1000 km und mehr jenseits der deutschen Grenzen stehen. Im Osten ist alles unendliche Weite. Das erste, was wir sehen, sind die Straßen ohne Bäume. So weit das Auge sieht, bis an den Horizont, können wir sie mit unserem Auge verfolgen und wir werden irgendwie beklommen durch die Weite. Alle Wege im Osten scheinen unendlich zu sein. Jede Berechnung, die wir als Soldaten anstellen, indem wir Entfernungen schätzen und dann in Marschzeit umsetzen, wird hier falsch. Wenn wir glauben, an einem bestimmten Punkt zu sein, dann müssen wir feststellen, daß wir uns täuschten, weil sich diese Wege ohne jedes Kennzeichen eben nicht abschätzen lassen.

Unendlich erschienen uns die Wälder im Norden. Betreten wir einen Wald, wird unsere Aufmerksamkeit auf Bäume und Sträucher gelenkt. Wir lassen das auf uns wirken, und es wird vielleicht eine Stimmung erzeugt wie sie bei uns daheim entsteht, wenn wir einen Wald betreten. Aber dann geht es weiter, 20, 30, 40 km, immer wieder dasselbe Bild, nicht unterbrochen durch Dörfer und Äcker, sondern immer nur Wald, einen Tag um den anderen. Das fängt an, den Menschen müde zu machen. Mein Kraftfahrer, mit dem ich durch die unendlichen Wälder Nordrusslands fuhr, beklagte sich einmal über diese bedrückende Eintönigkeit. „Es ist schrecklich hier, zum Einschlafen langweilig. Wenn man in Deutschland durch einen Wald fährt, dann hat man immer Abwechslung. Bald kann man belustigt zusehen, wie ein Häschen aufgeschreckt versucht, eine Strecke vor dem Wagen zu hoppeln, um dann mit einem großen Haken im Walde zu ver-

schwinden, oder man nimmt den Fuß unwillkürlich vom Gashebel, wenn an der Straße friedlich Rehe äsen. Hier sieht man kein Tier. Alles scheint erstorben zu sein.“ Der Mann hatte recht. Unendlich viel Nervenkraft müssen alle, die durch diese Wälder marschieren oder fahren, zusätzlich aufwenden, um diese Eintönigkeit zu überwinden.

Noch schlimmer aber ist es in der Steppe des Südens. Da sieht man bis an den Rand des Horizontes nichts als eine große braune Fläche. Kein Haus, kein Strauch, kein Hügel, keine Schlucht, keine andere Farbe; so weit das Auge reicht, immer dasselbe Braun des Steppengrases. Die einzige Abwechslung sind die Telegraphenstangen, die am Wege stehen, und die, schaut man an ihnen entlang, das Gefühl der Unendlichkeit dieser Landschaft nur noch erhöhen. Man muß sich das einmal vorstellen, was das heißt, 30, 40 km am Tage zu marschieren ohne etwas anderes zu sehen, als die braunen Flächen mit Steppengras oder mit Stoppeln bedeckt. Kein Lebewesen, kein Mensch, kein Vieh, kein Vogel begegnet einem, nur immer dasselbe Bild. Man schließt die Augen, um sich in der Fantasie ein anderes Bild vorzuzaubern. Man sieht irgend ein schönes Bild. Öffnet man die Augen wieder, dann wird der schöne Eindruck verwischt und es tritt wieder dieselbe eintönige graue Fläche in unseren Gesichtskreis. Man kann allmählich das gar nicht mehr sehen. Es legt sich etwas um unser Inneres. Wir haben das Gefühl, als drücke eine immer zunehmende Last auf jeden Quadratcentimeter unseres Brustkorbs. Der Atem geht unwillkürlich schneller. Irgendwie möchte man gerne diesen Druck beseitigen, sich dagegen wehren. Aber dann sieht man die Nutzlosigkeit dieses Beginnens ein, denn nachmittags ist es

dasselbe Bild, das wir am Vormittag hatten und heute genau das Gleiche wie gestern. Je nach Temperament reagiert der Soldat am Ende verschieden. Der Melancholiker wird nur noch melancholischer, der Choleriker immer reizbarer. Das ist dann auch die Stimmung, die in den Briefen zutage tritt, die aus einer solchen Lage heraus geschrieben wird. Der Empfänger zu Hause wundert sich darüber. Vielleicht vermuten sie gar, eine grundlegende seelische Veränderung sei bei dem Schreiber eingetreten. Das ist es nicht, es spricht nur die unendliche Weite und Eintönigkeit der russischen Steppe aus diesen Zeilen wie uns ja auch aus den Liedern, die hier bei den Menschen gesungen werden, jene Melancholie anspricht, die wir als typisch für die Russen empfinden. Wer diese Landschaft erlebte, versteht es, daß sie diese Menschen so formte.

Die Umgebung aber kann auf den deutschen Soldaten nur so lange wirken als er nicht im Kampf steht. Dann schüttelt er alles ab, dann ist er wieder ganz frei, und seine Gedanken sind allein von dem Gefecht beherrscht. Dann hat die graue Steppe für ihn nur noch das Interesse des Soldaten, der überlegt, wie er ein gegebenes Gelände am besten meistert. Daran erkennen wir aber — und das ist das Bedeutsame —, daß die seelischen Kräfte im Deutschen so stark sind, daß sie niemals von der Umgebung nachhaltig beeinflußt werden können. Sie werden auch dann, wenn sie jahre- oder jahrzehntelang in den unendlichen Wäldern oder der weiten Steppe Rußlands leben müßten, immer dieselben deutschen Menschen bleiben. Sie werden die Landschaft nach ihrem Willen formen, aber sich nicht durch die Landschaft umbilden lassen.

HELLMUT SOMMER

BEFREITES BESSARABIEN

ERGEBNIS EINER REISE DURCH EROBERTES LAND

Bessarabien war die erste der sowjet-russischen Provinzen, welche die deutschen Truppen im Verein mit den rumänischen Waffengeführten besetzten und ihre Bewohner vom Sowjetjoch befreiten. Noch ist uns allen der Wortlaut der Sondermeldung gegenwärtig, den das Oberkommando der Wehrmacht aus dem Führerhauptquartier gab und der im ganzen deutschen Volke, vor allem aber im verbündeten Rumänien große Freude auslöste.

Bessarabien ist frei! Damit endete ein ungerechtes politisches Walten, das Sowjetrußland sich im Zeichen des deutsch-sowjetischen Freundschaftspaktes zunutze machte und das den Rumänen mitten im Frieden die im Weltkrieg gewonnene Provinz Bessarabien raubte. Über hundert Jahre lang hatte Bessarabien zu Rußland gehört. Es hatte die guten und schlechten Zeiten im großen Reich der Zaren mit den anderen Provinzen des Landes geteilt. Seine wirkliche Blütezeit jedoch begann erst, als 1918 Rumänien der Herr über Land und Leben Bessarabiens wurde — 22 Jahre später fiel Bessarabien unter das Sowjetjoch.

Wie Bessarabien schon nach kurzer Zeit unter dem Einbruch der Sowjets litt, zeigt eine Stimme, die genau vor einem Jahr durch die Weltpresse die Runde machte: „Obschon nun seit dem plötzlichen Einmarsch der roten Truppen sechs Wochen verstrichen sind, ist eine Normalisierung des durch die politischen Umwälzungen aufgewühlten Lebens kaum noch zu merken. Etwas Neues und völlig anders ist spürbar und sichtbar im Werden — doch ist noch nicht recht abzusehen, wie sich die neuen Verhältnisse entwickeln werden und wie das Leben in der sowjetukrainischen Provinz Bessarabien dereinst sich gestalten wird, wenn sich die sozialen und politischen Umbauten konsolidiert haben

werden. Die Städte der neuen Provinz jedoch sind heute schon verwandelt. Was auf ihren Straßen auffällt, ist der völlige Verfall der Kleidung und Beschuhung; denn die Leute, die mit der Okkupationsarmee aus dem Innern Sowjetrußlands kamen, sind unzureichend bekleidet. Sie gehen in zerrissenen Anzügen und minderwertigen Schuhen und es scheint, daß sie schon lange das Gefühl dafür verloren haben.“

Was gewann damals die Sowjetunion Juni 1940? Die neue Provinz umfaßt insgesamt rund 50 000 qkm, mit einer Einwohnerzahl von etwa 3,8 Millionen. Das bedeutet, daß Rumänien über 14 Prozent seiner Gesamtfläche und fast 19 Prozent seiner bisherigen Bevölkerung abtreten mußte. In Bessarabien befanden sich ungefähr zur damaligen Zeit 150 geschlossene deutsche Ortschaften, die von rund 80 000 Deutschen bewohnt wurden. Sie waren dort vorwiegend Landwirte, nur wenige Handwerker hatten Spezialtätigkeiten entwickelt.

Wirtschaftlich gesehen lag Bessarabiens Reichtum in der Fruchtbarkeit seines Bodens und der relativ großen landwirtschaftlichen Nutzfläche. Die landwirtschaftliche Produktion war überdurchschnittlich hoch an der Gesamterzeugung Rumäniens beteiligt gewesen. Bei dem verhältnismäßig kleinen Eigenverbrauch war der Verlust in der Exportkapazität noch empfindlicher. 20 Prozent der rumänischen Weizenernte waren in Bessarabien angefallen, rund $\frac{1}{3}$ der Gerstenproduktion und 16 Prozent der Maiserträge. Wesentlich umfangreicher war der Verlust bei Industriepflanzen: Bessarabien war in den letzten Jahren gerade auf diesem Gebiete führend gewesen und stellte 78 Prozent der Sojaernte, 72 Prozent der Sonnenblumenkern-Erträge und sogar 97 Prozent der Ernte an Rizi-

nussamen. Der Verlust der bessarabischen Landesteile riß in dieser Beziehung eine empfindliche Lücke in die rumänische Handelsbilanz.

Zugleich bedeutete die Abtretung Bessarabiens eine beträchtliche Verminderung des rumänischen Viehbestandes. In Bessarabien befanden sich $\frac{1}{4}$ des rumänischen Pferdestapels, etwa 19 Prozent an Schafen und Schweinen und 14 Prozent der Rinder. Besondere Bedeutung hatte immer die Pferdezucht gehabt, die einen hervorragenden Platz innerhalb Rumäniens einnahm. Die gewerbliche Bedeutung Bessarabiens stand im Vergleich zum übrigen Rumänien etwas zurück. Ebenso stand Bessarabien mit seinem Verkehrswesen hinter den anderen rumänischen Landesteilen zurück. Vor allem das Straßen- und Eisenbahnnetz trug weniger der Notwendigkeit einer Verbindung im Innern als der Verknüpfung der Provinz mit dem russischen Reiche Rechnung. Für Rußland war Bessarabien eine Südprovinz mit erwünschten Spezialprodukten wie Obst, Wein und Tabak.

Vom Buchenland ist nur der nördliche Teil an Sowjetrußland abgetreten worden, mit einer Bevölkerung von rund 530 000 Einwohnern, wovon auf deutsche Siedler etwa 34 000 entfallen dürften. Die Deutschen des Buchenlandes waren zumeist Kleinbauern, außerdem waren sie im Handwerk und in den geistigen Berufen stark vertreten. Der volkswirtschaftliche Reichtum des Buchenlandes waren die Wälder, die über $\frac{2}{3}$ des Landes bedeckten und zu 70 Prozent aus Nadelhölzern bestanden. Dagegen blieb die Getreideproduktion erheblich hinter dem gesamtumänischen Durchschnitt zurück. Bedeutend jedoch war die Zuckerrübenproduktion (12 Prozent des rumänischen Ertrages) und die Kartoffelerzeugung (33 Prozent). Die Pferde- und Rinderzucht war qualitativ überlegen, der Bergbau hatte seine frühere Bedeutung eingebüßt.

Und wie war die Lage des Deutschtums in dieser der Sowjetunion neugewonnenen Provinz? Es ist bekannt, daß die deutsche Einwanderung nach Bessarabien und dem Nordbuchenland ein Schlußglied der russischen Kolonisationspolitik darstellt und daß man mit dem Erwerb der neuen Provinz im Jahre 1812 neues Menschenmate-

rial benötigte. Rußland forderte demgemäß deutsche Ansiedler im Herzogtum Warschau auf, dieses Menschenmaterial zu stellen. Und wie so oft folgten auch hier deutsche Bauern, Handwerker und Kaufleute bereitwillig dem Ruf der russischen Regierung. Sie sahen sich in Polen durch den napoleonischen Feldzug ihrer Existenz beraubt und mit den „Warschauer Kolonien“ erhofften sie in Bessarabien und im Nordbuchenland eine schönere Zukunft.

Die Voraussetzungen für eine ersprießliche wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien waren von vornherein gegeben: unentgeltlicher, verhältnismäßig großer bäuerlicher Landbesitz, Steuerfreiheit für eine Reihe von Jahren und anderes mehr. Straffe Zucht, Ordnung und deutscher Fleiß gewährleisteten ein rasches Emporkommen. Nach außen zeigte sich der Wohlstand darin, daß aus eigener Kraft neben den 23 Mutterkolonien in wenigen Jahrzehnten 115 deutsche Tochterkolonien entstanden sind, die in vorteilhaftester Weise sich in der Umgebung der einheimischen Dörfer abhoben. Es war ein Grad des Wohlstandes erreicht, der die Russen dazu führte, mit den Liquidationsgesetzen des Jahres 1915 den deutschen Landbesitz zu enteignen und den deutschen Bauer restlos nach Sibirien auszusiedeln. Mißgunst und der in den Jahren des Weltkrieges künstlich geförderte Haß gegen die Deutschen stempelten deren gerechten Lohn — dessen sie durch Fleiß, Ausdauer und dem anerkannt großen Anteil an der Kultivierung weiter Steppengebiete teilhaftig wurden — zum Verbrechen. An der endgültigen Ausführung dieser Gesetze wurde die zaristische Regierung durch die Revolution verhindert. 1918 kam Bessarabien zu Rumänien.

Neue Möglichkeiten für ein gedeihliches Fortkommen eröffneten sich den Deutschbessarabiern durch die Eingliederung ihres Landes nach Rumänien. Die Erfahrung während der russischen Deutschenhetze hatten den Mangel an völkischen Organisationen besonders schmerzlich empfinden lassen. An die Stelle früherer Gleichgültigkeit gegenüber den innenpolitischen Ereignissen trat nun bei den Deutschen die feste Überzeugung, auf die Gestaltung seines Schicksals im neuen Staate Einfluß gewinnen zu müssen. Der

„Deutsche Volksrat für Bessarabien“ entstand, Gründungen von berufsständischen und wirtschaftlichen Verbänden folgten.

Überblickt man die bisherige Geschichte des Deutschtums in Bessarabien, dem die Geschichte der Deutschen des Buchenlandes in nichts nachsteht, so ist das Auffallendste darin zu sehen, daß trotz der großen Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung der deutschen Stämme, trotz der isolierten Stellung und trotz der vielseitigen Anfeindungen ein gesunder, eigenartiger und in sich geschlossener Volkskörper herausgebildet wurde, der die Kraft besaß, die Grundsteine seines völkisch-kulturellen Seins jederzeit zu erhalten. Dem staatsmännischen Genie des Führers war es zu danken, daß die Deutschen Bessarabiens und des Buchenlandes den

Weg ins Reich antreten konnten, bevor sie ihre Kraft von neuem für Rußland — diesmal für das bolschewistische — verströmten. Adolf Hitlers vorausschauende Planung hatte nach dem sowjetischen Raub der bessarabischen Provinz die dem Deutschtum drohende Gefahr klar erkannt, er hat sie beseitigt und einem gesunden Reis vom deutschen Stamm die Möglichkeit eines neuen Lebens im größeren Reich der Deutschen gegeben.

Heute danken Deutsche und Rumänen gemeinsam dem Führer und seinen tapferen Soldaten die endliche Befreiung Bessarabiens und des Nordbuchenlandes, die als nunmehr endgültige Provinzen des neuen durch den Ruhm der Waffen entstandenen Rumäniens einer besseren und gesicherten Zukunft entgegengehen.



Johann Rudolf Storn (1661)

HERMANN HASSBARGEN

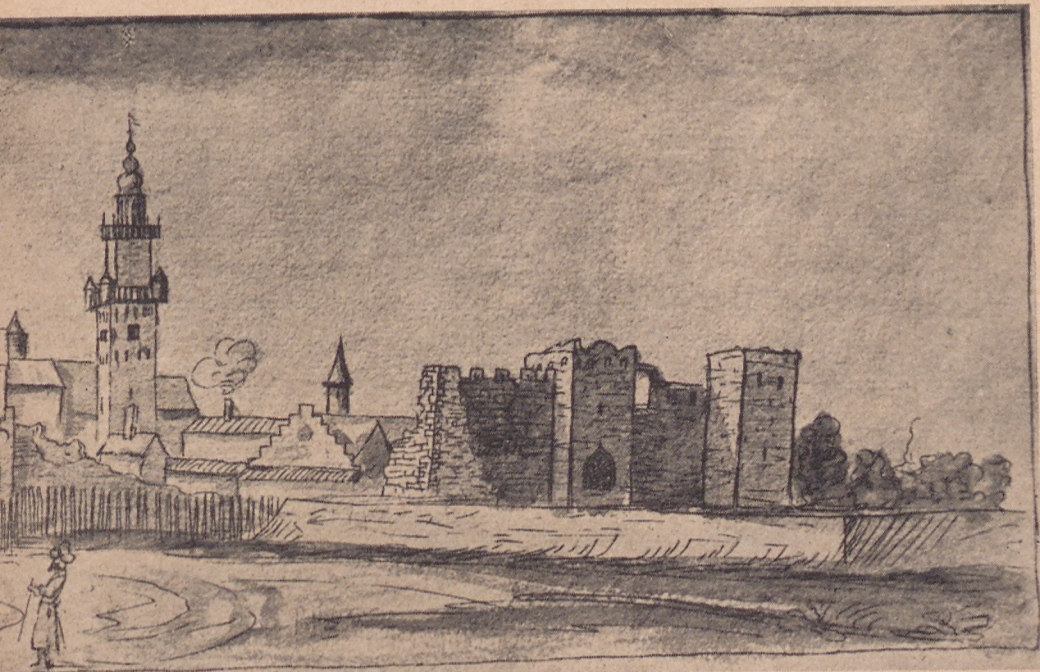
UNBEKANNTE STADTANSICHTEN

VON BROMBERG, TUCHFL UND SCHÖNECK

Mit dem Erstarren des geschichtlichen Bewußtseins ist in unserer Zeit das Interesse für mehr oder minder alte Stadtansichten erheblich gewachsen. Alte Holzschnitte und Stiche deutscher Städte sind eine sehr gesuchte Ware. Die Antiquare sind eifrig bemüht, der vermehrten Nachfrage gerecht zu werden. Hier und da hat man auch zu Neudrucken alter Städtebilder seine Zuflucht genommen. Zum Beispiel ist das Nürnberger Stadtbild aus der berühmten Chronik des Hartmann Schedel vom Jahre 1493 unlängst in einem sehr gelungenen Farbdruck wiedergegeben worden. Auch die wissenschaftliche Forschung schenkt den Städtebildern erhöhte Aufmerksamkeit. Im Jahre 1939 ließ Friedrich Bachmann bei Hiersemann in Leipzig ein groß angelegtes Nachschlagewerk erscheinen unter dem Titel: „Die alten Städtebilder. Ein Verzeichnis der graphischen Ortsansichten von Schedel bis Merian.“

Befragen wir dieses Werk nach Städtebildern des Reichsgaues Danzig-Westpreußen, dann zeigt sich, daß nur Danzig, Thorn und Elbing vertreten sind, von denen dreizehn, sechs und drei Ansichten nachgewiesen werden. Dieses Ergebnis wäre günstiger ausgefallen, wenn Bachmann auch das sehr reich bebilderte Werk Samuel Pufendorfs herangezogen hätte, das 1697 in Nürnberg erschien: „Von denen Thaten Carl Gustavs, Königs in Schweden“. Zur Zeit ist man in Danzig bemüht, die zahlreichen Kupfer dieser Ruhmeshalle des Schwedenkönigs für die Landesforschung fruchtbar zu machen. Die Pufendorfsche Ansicht von Bromberg ist unlängst in dieser Zeitschrift wiedergegeben worden. Tuchel und Schöneck sucht man allerdings auch bei Pufendorf vergebens.

Die Ansichten dieser kleinen westpreußischen Städte sind uns aufbewahrt in dem Reiseskizzenbuch des Malers Johann Rudolf



Bromberg

Storn. Von diesem Künstler wissen selbst die Eingeweihten höherer Grade so gut wie nichts. Das große Künstlerlexikon von Thieme-Becker weiß auf die Palmströmschen Fragen: „Wo geboren, Tag und Jahr?“ keine Antwort zu geben. Aber es verzeichnet neben einigen unbedeutenden Gemälden in Tiroler Kirchen das Skizzenbuch der Gesandtschaftsreise nach Moskau vom Jahre 1661.

Damit ging es so zu: Nach der Beendigung des schwedisch-polnischen Erbfolgekrieges mit dem Frieden von Oliva im Jahre 1660 zeigten sich die noch im Kriege befindlichen Polen und Russen ebenfalls zum Frieden geneigt. Österreich übernahm die Rolle des Vermittlers. Die notwendig werdende Gesandtschaft nach Moskau übertrug man dem Freiherrn von Meyerberg mit einem diplomatischen Kollegen. Unter den zwölf Bedienten beider Herren befand sich auch Storn, dem die für damalige Zeit wichtige Aufgabe oblag, die Reise in Skizzen festzuhalten. Da aus Gründen der Unparteilichkeit der Reiseweg die polnischen Hauptstädte nicht berühren sollte, fuhr man durch Schlesien und Preußen über die Nehrung durch die baltischen Staaten nach Rußland.

Storn zeichnete sehr fleißig. Annähernd 300 Skizzen, von denen viele für die Kulturgeschichte Rußlands von erheblicher Bedeutung sind, brachte er zusammen. Wie sein Skizzenbuch, das sich zunächst vermutlich in den Händen des Herrn von Meyerberg befunden hat, schließlich in die sächsische Landesbibliothek gelangt ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Dort entdeckte es vor mehr als hundert Jahren der baltendeutsche Historiker Friedrich von Adelung, der es so wertvoll fand, daß er eine Steindruckausgabe (mit deutschem Begleittext) im Jahre 1827 in Petersburg veranstaltete, wobei er begreiflicherweise die russisches Gebiet nicht betreffenden Zeichnungen fortließ, nicht ohne allerdings die Gegenstände dieser Skizzen in seinen Erläuterungen namhaft zu machen.

Vom künstlerischen Standpunkte aus sind die Zeichnungen Storns nur von mäßigem Wert. Ihre Bedeutung liegt in der Genauigkeit, die offensichtlich ein Hauptanliegen des Zeichners war und der gestellten Aufgabe entsprach. Er gab wieder, was er sah. Wie peinlich genau er dies tat, fällt besonders auf, wenn man seine Zeichnung Brombergs mit dem fast gleichzeitigen

(1657) Pufendorfschen Kupferstich vergleicht. In diesem zur Verherrlichung des Schwedenkönigs herausgebrachten Werk ist alles prächtig aufgemacht ohne Rücksicht darauf, ob es tatsächlich so aussah. So kann, wenigstens bei Bromberg, eine außerhalb der Stadtmauern weit draußen stehende Kirche unbedenklich mitten in der Stadt erscheinen. Es können zwei Türme auftauchen, wo in Wirklichkeit nur einer vorhanden ist. Und so fort.

Wie der Zeichner Pufendorfs hat auch Storn Bromberg von Süden her im Bilde festgehalten. Da hatte er vor sich die Stadtmauer mit dem kujavischen Tor. Die Mauer weist Beschädigungen auf. Die Wehrtürme haben durch schwedische Artillerie schwer gelitten. Auch in der Stadt sieht man in der Nähe des Rathausturmes die Spuren der Verwüstungen, die kurze Zeit zuvor durch die Schweden angerichtet wurden.

Die feste Mauer ruft die Zeit der Stadtgründung Brombergs (1346) in die Erinnerung, als der polnische Landesherr deutsche Siedler herbeirief, ihnen Kulmisches Recht verlieh und damit auch für die Stadt unterhalb der Bramburg die Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung durch deutsches Können und deutschen Fleiß schuf. Der schlanke, gefällige Rathausturm, dessen Gestalt keine weitere Abbildung festgehalten hat, zeigt deutsches Gepräge.

Im Jahre 1661, als Storn zeichnete, hatte Bromberg den Höhepunkt seiner frühen Entwicklung schon überschritten. Mehr und mehr entwickelte sich im ganzen Lande die Willkürherrschaft des Adels. Auch die Bromberger Bürger bekamen bittere Proben davon zu spüren. Nach und nach sanken Gewerbefleiß, ehrlicher Handel und Wandel dahin. Durch die Starosten und örtlichen Machthaber begünstigt, gewannen die rasch sich mehrenden Juden wachsenden Einfluß. Über ihre sehr verderbliche Tätigkeit findet sich, nebenbei bemerkt, eine treffliche ungeschminkte Darstellung in der Geschichte des Kreises Flatow von F. W. F. S c h m i t t, die im Jahre 1867 in Thorn erschien.

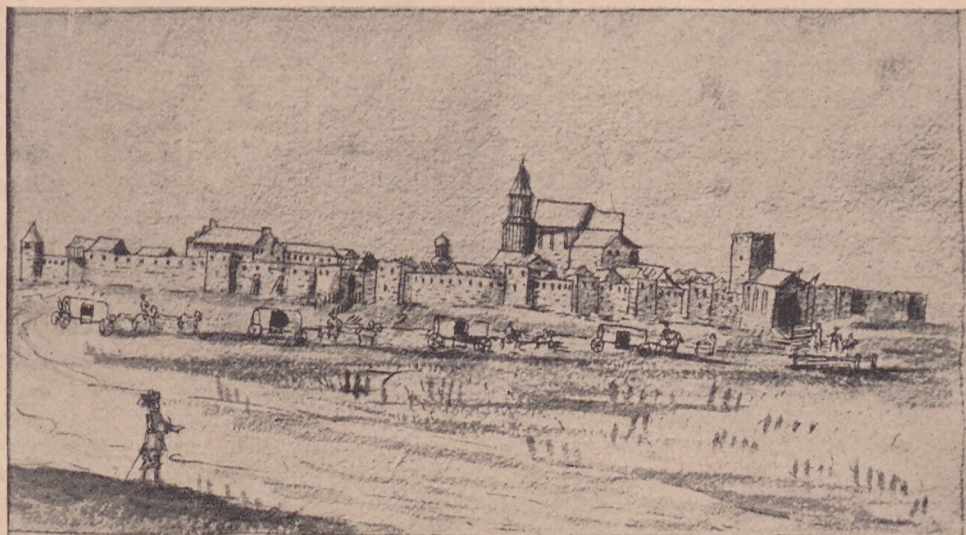
Im Bilde links neben dem Rathaus sind die Gebäude der Bromberger Jesuiten sichtbar. Sie konnten aufbauen sogar in dieser Zeit des allgemeinen Niedergangs. Das Bromberger Schloß dagegen, in seinem Ursprung eine Wehrburg gegen die slawi-

schen Pommern, ist zerstört. Wie anders sieht es bei Pufendorf aus! Erich Schmidt, der 1902 seine Geschichte schrieb und aus den Magistratsakten wußte, daß das Schloß 1657 zerstört wurde, bemerkt dazu: „Daß aber auch jetzt noch die Ruinen der Burg einen stattlichen Anblick gewährten, geht aus dem glaubwürdigen Stadtbilde hervor, das uns aus jener Zeit erhalten ist.“ Die Glaubwürdigkeit des Pufendorfschen Stadtbildes ist durch Storn gefallen. Er hat Ruinen gesehen und gezeichnet, während bei Pufendorf bei genauerer Betrachtung gar keine Ruine dargestellt ist, sondern ein Schloß, das aber der ehemaligen Wirklichkeit nicht entspricht, wie aus den Ruinen bei Storn deutlich erhellt.

Auf die Erörterung weiterer Einzelheiten sei verzichtet. Im ganzen gesehen, mag diese Darstellung Brombergs betrachtet sein als Symbol des Niederganges, dem die Leistungen der Tüchtigen geweiht sind, wenn mit dem Sieg eigennütziger Willkür Recht und Ordnung dahinsinken.

Die Reisegesellschaft des Herrn von Meyerberg hat die Stadt Bromberg nicht betreten. Wer nähme gern Quartier in einer verpesteten Stadt? Besser ging es in Tuchel. Das Bild zeigt, wie die Reisewagen, das Konitzer Tor links liegen lassend, sich dem Schloßtor in der Vorburg nähern. Die Erbauer dieser Vorburg, die Herren vom Deutschen Orden, hatten 1466 im zweiten Thorner Frieden Westpreußen räumen müssen. Noch 200 Jahre später stand die Burganlage als Zeichen ihrer Kraft und Herrlichkeit. Hätte Storn das Hochschloß doch einzeln und deutlicher gezeichnet! Bei der überaus dürftigen Quellenlage für Tuchel und angesichts der späteren völligen Zerstörung des Schlosses, wäre uns eine genauere Darstellung sehr erwünscht gewesen. Aber ein niederdeutsches Wort sagt: Bäter wat as heelnix. Das mag auch in diesem Falle gelten.

Um die Geschichte des Tucheler Schlosses hat sich Benwitz mit großer Liebe bemüht. Sein Aufsatz in den preußischen Provinzialblättern ist durch Heise und Steinbrecht nicht überholt. Letzterer spricht in seinem Werk über die Ordensburgen der Hochmeisterzeit (1920) unter Berufung auf ein polnisches Aktenstück von 1565 von einer „alten Baulichkeit aus der Ordenszeit, einem vom Haupthaus getrennten, turm-



Storn

Tuchel

artigen festen Haus, welches über Keller und Untergeschoß die Kapelle und daneben einen remterartigen Raum enthielt.“ Leider ist diese Quelle zur Zeit nicht auffindbar. Die Beschreibung paßt leidlich auf unsere Zeichnung. Wo aber ist dann das Schloß, das Haupthaus geblieben? Vielleicht ist in dieser Quelle die sehr geräumige Vorburg als Schloß bezeichnet worden. Dann könnte Benwitz recht haben mit seiner Vermutung, daß der Orden, der erst 1330 nach gütlicher Einigung mit dem pommerellischen Grafen Peter Swenza in Tuchel einzog, das vorgefundene Schloß nur besser befestigt und dazu die weitläufige Vorburg gegründet habe. Dann hätten wir hier ein pommerellisches Bauwerk im Bilde vor uns. Allzu kühn scheint diese Vermutung. Sicherlich wird ein berufener Kenner der Baugeschichte des Ordenslandes dieser bildlichen Darstellung seine Aufmerksamkeit schenken und die noch offenen Fragen lösen.

Über den Untergang des Tucheler Schlosses hat Benwitz aus „mündlichen Nachrichten alter Leute“ vernommen, daß es in den Schwedenkriegen zerstört worden sei. Diese Legende wird durch die Zeichnung widerlegt. Der runde Turm des zweiten Schloßtores an der Westseite, dessen ehemaliges Vorhandensein Benwitz aus den Fundamenten erschlossen hat, wird aller-

dings hier vermißt. Auch sonst sind Zerstörungen an der Vorburg erkennbar. Der Torturm mag also der Eroberung Tuchels durch die Schweden im Jahre 1655 oder einer der folgenden Belagerungen zum Opfer gefallen sein.

Eine andere Überlieferung wollte wissen, daß eine Pulverexplosion nach den Schwedenkriegen den Verfall des Schlosses herbeigeführt habe. Soviel steht fest, daß nach einem großen Brande im Jahre 1781 die Überreste des Schlosses samt der Stadtmauer als Steinbruch für den Wiederaufbau der Stadt gedient haben, die seit 1772 unter preußischer Verwaltung einen neuen Aufschwung nahm und besonders nach dem vernichtenden Brande der tatkräftigen Förderung des großen Königs teilhaftig wurde.

„Da droben auf jenem Berge, da steht ein zerfallenes Haus.“ Darf man das alte Volkslied so variieren, um der Wehmut über das zerfallene Haus der Johanniter in Schöneck Ausdruck zu verleihen? Die Geschichte des Johanniterordens in Westpreußen reicht zurück in das 12. Jahrhundert, in jene Zeit, wo die pommerellischen Herzöge begannen, durch Klostergründungen deutsche Siedler und deutsche Kultur ins Land zu holen. Im Jahre 1198 erhielt der Orden der „Kreuzherrn von Rodys“ die Burg Stargard und eine Kirche in Liebschau

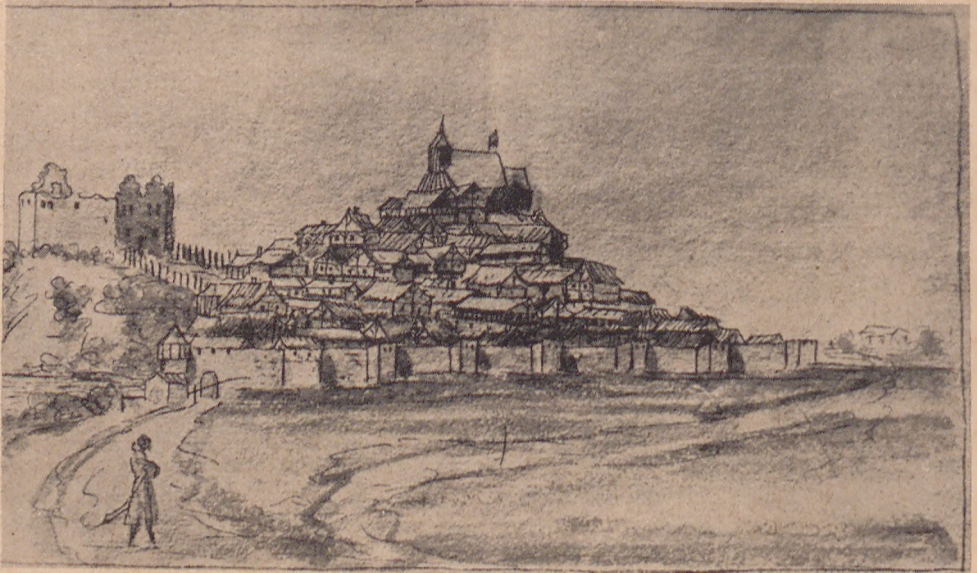
mit entsprechendem Landbesitz. Durch diesen Ruf des Pommernherzogs kamen die Ritter an die Weichsel, um hier, wie auf Rhodos, den Kampf gegen die Feinde des Abendlandes aufzunehmen.

Das Gründungsjahr Schönecks ist nicht mit Sicherheit festgestellt, als Sitz eines Johanniterkomturs wird es 1305 erstmalig genannt. Für die Wahl des Ortes, der als Komtursitz Liebschau ablöste, dürfte der steil abfallende, für Verteidigungszwecke sehr geeignete Hügelrücken den Ausschlag gegeben haben. Diese „schöne Ecke“, auf der wir die Ruinen des Schlosses erblicken, soll der Stadt den Namen gegeben haben. Auch die Kirche, insbesondere der mächtige quadratische Turm, war in die Wehranlagen einbezogen, die wahrscheinlich nach 1300 entstanden sind. Haus und Kirchturm waren durch einen, im 19. Jahrhundert wieder entdeckten, unterirdischen Gang verbunden. Die Stadt selbst hingegen war um diese Zeit nur durch Planken geschützt.

Die Mauerbefestigung, deren Bauzeit nicht bekannt ist, ist wahrscheinlich angelegt vom Deutschen Ritterorden, der 1370 auf der Höhe seiner Macht den in sein Gebiet links der Weichsel eingesprengten Besitz käuflich erwarb. Die Gesamtlänge der Mauer betrug, wie sich aus den bis in

unsere Zeit verbliebenen Resten hat feststellen lassen, nur etwa 1100 Meter. Zwölf quadratische Wehrtürme verstärkten die Anlage. In der linken (südwestlichen) Ecke sehen wir das Konitzer Tor, während das Danziger Tor im Südosten nicht sichtbar ist. Die Häuser, von der eiligen Hand des Zeichners zu steil aufgeschrägt, sind in der überwiegenden Mehrzahl offensichtlich in Fachwerk aufgeführt und anscheinend mit Stroh gedeckt gewesen.

Trotz der dicken Mauern mit einer Höhe von sechs Metern hat die Stadt, deren wenig zahlreiche Bevölkerung zumeist aus deutschen Ackerbürgern bestand, feindlichen Anstürmen mehrfach nicht zu trotzen vermocht. Im Jahre 1629 plünderten die Schweden „das gute Städtlein Schöneck“ gänzlich aus und steckten Stadt und Schloß „jämmerlich“ in Brand. Das ist nur ein unglückliches Ereignis in einer langen „Kette von Leiden“, die mit der Wiedereingliederung in Preußen endete. Die drei Ansichten westpreußischer Städte künden von deutscher Macht und Kulturmission im Osten. Weit ist der Weg von der Burganlage und der mauerbewehrten kleinen Stadt bis zur gewaltigen Grenzbefestigung des Westwalles. In beiden aber drückt sich der Lebenswille des deutschen Volkes aus, sein Wille zur Macht und zum Reich.



AUS THORNS THEATERGESCHICHTE

ZU DER WIEDERERÖFFNUNG DES THORNER STADTTHEATERS AM 28. MÄRZ

Die ersten in Thorn nachweisbaren theatralischen Aufführungen sind dramatische Aufführungen religiöser Art innerhalb der Ordenskreise. Es handelt sich dabei um eine dramatisierte Darstellung einzelner Evangelienteile.

Ebenfalls nur für einen geschlossenen Teilnehmerkreis führen die Patrizier in dem 1310 an der Stelle des heutigen Artushofs errichteten ersten Thorner Artushof, stattliche Aufzüge, ritterliche Spiele und Fastnachtsummereien auf.

Eine wirklich die ganze Bevölkerung interessierende Volksbelustigung stellen die in Thorn seit 1440 stattfindenden Fastnachtsspiele und Handwerker-aufführungen dar. Als Aufführungs-ort kommen provisorische Bühnen in Gasthöfen, hauptsächlich jedoch ein Podium auf dem Altstädtischen Markt in Frage. In Fortentwicklung der Rügespiele germanischer Männerbünde behandeln diese Fastnachtsspiele in derb-satyrischer Form, private oder allgemein aktuelle Begebenheiten (also etwa Anprangerung von Geizhalsen, Pantoffelhelden, Trunkenbolden usw.). Wegen der Rohheit ihrer Darstellung kommt es dabei oft zu Ausschreitungen. Trotz aller Verbote der Geistlichkeit findet die Öffentlichkeit an diesen zügellosen, immer roher werdenden Spielen viel Gefallen. Sie erhalten sich in Thorn bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein.

Mit dem Einzug der Reformation in Thorn kommt auch das protestantische Schultheater zu rascher Entwicklung. Sollen durch diese Schüleraufführungen anfangs nur die Fähigkeiten in der lateinischen Sprache gefördert werden, so sprengt der jugendliche Spieltrieb in kürzester Zeit bald den Rahmen der Schule und Elternschaft. Gelangen im 16. Jahrhundert nur ein Werk in lateinischer und eins in deutscher Sprache zur Aufführung, so sind es im 17. Jahrhundert bereits drei Auffüh-

rungen innerhalb des Gymnasiums, zu denen noch weitere Aufführungen in Privathäusern hinzukommen. Ohne jeglichen äußeren Prunk und Pomp behandelt man aktuelle Zeitinteressen und politische Fragen. Da die Schulkomödien oft konfessionell gefärbt sind, entstehen mitunter schwere Ausschreitungen, zumal es auch nicht an Angriffen auf Personen und Stände in Thorn fehlt. Am Karfreitag des Jahres 1719 schließen sich an eine Schulkomödien-aufführung schwere Streitigkeiten an, und eine Aufführung bildet im Jahre 1724 den eigentlichen Anlaß zu dem folgenschweren Thorner Blutgericht.

Neben diesen seit 1530 in Thorn bestehenden protestantischen Schultheateraufführungen entwickeln sich seit 1611 auch Aufführungen des hiesigen Jesuitenkollegs. Hierbei handelt es sich meist um Nachdichtungen griechischer und lateinischer Vorbilder, sowie um Stoffe aus der Pastoral- und Opernpoesie. Diese Jesuitenschulaufführungen erhalten sich in Thorn bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein.

Seit Anfang des 17. Jahrhunderts werden alle bisher erwähnten theatralischen Laienaufführungen mehr und mehr durch Berufschauspielerbanden, die sich aus Schülern und Handwerkern zusammensetzen, verdrängt. In Thorn sind die ersten Aufführungen von Berufskomödianten im Artushof in den Jahren 1640 und 1650 belegt. Die aufgeführten Stücke sind die berühmtesten Haupt- und Staatsaktionen, die in blutrünstiger Form hauptsächlich historische und aktuelle Ereignisse behandeln, daneben sehr derbe und freie Harlekinaden. In Thorn benötigen diese Berufskomödiantenbanden für ihre Aufführungen scheinbar bessere Bühnenverhältnisse, denn die Artusbrüder lassen nunmehr im Jahre 1692 die Bühne des ersten Artushofs umbauen. Auf dieser umgebauten Bühne finden sich seit

den Jahren 1693, 1696 und 1701 regelmäßig zu den Jahrmarktszeiten Komödiantenbanden ein. Aus der nun im 18. Jahrhundert eintretenden polnischen Zeit Thorns lassen sich keinerlei Belege über das Wirken von Berufskomödianten in Thorn finden. Erst als im Jahre 1772 das Gebiet des heutigen Reichsgaues, allerdings mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, wieder deutsch wird, kommen aus dem deutschen Gebiet auch nach Thorn wieder Theatergesellschaften. Die Bühne im Artushof ist scheinbar so baufällig geworden, daß die Schauspieltruppen sich in Thorn andere Spielmöglichkeiten suchen müssen. So spielt beispielsweise 1786 die Toskanische Schauspielgesellschaft im Altstädtischen Hochzeithaus. Neun Jahre nach der Wiederdeutschung der Stadt Thorn errichtet man an der Stelle des Artushofs ein Gebäude, das vordringlich als Schauspiel- und Komödienhaus gedacht ist. (Seitdem das Haus 1844 in städtischen Besitz übergeht, trägt es auch äußerlich die Inschrift „Stadt-Theater“.) Der Bau dieses ersten Thorner Stadttheaters wird 1804 wegen Geldmangels stark gefährdet. 1806 plündern die Franzosen das Bauholz für Befestigungsanlagen. Auf Veranlassung der französischen und rheinländischen Besatzungstruppen wird 1808 der Theaterraum provisorisch soweit hergerichtet, daß eine wohl französische Komödiantengesellschaft vor den Besatzungstruppen spielen kann.

Nachdem 1813 der Theaterraum von den Russen als Mehlmagazin Verwendung findet und 1817 sein Einsturz droht, wird erst 20 Jahre nach Baubeginn dieses erste Thorner Stadttheater fertiggestellt. Der Theaterraum umfaßt ein Parterre mit Bänken, ein Zwischengeschoß, einen Rang, und bietet 500 Personen Platz. Die lichte Höhe des Zuschauerraums beträgt nur 6,61 Meter. Die Eröffnung dieses ersten Thorner Stadttheaters erfolgt im Oktober 1822 mit zwei Aufführungen von Webers „Freischütz“ in einem Gastspiel des Danziger Stadttheaters. Überhaupt ist in diesem Haus nie ein ständiges Thorner Ensemble tätig, es wird nur durch Gastspiele auswärtiger Theatergesellschaften, insbesondere denen aus Danzig und Posen, bespielt. Vom Jahre 1849 bis in die 60er Jahre des Jahrhunderts hinein gibt regelmäßig in den ersten Monaten des Jahres die Theater-Gesellschaft des Direktors

Mittelhausen in Thorn Gastspiele. Es schließen sich bis in die 80er Jahre regelmäßige Gastspiele des Direktors Schöneck mit seiner Truppe an. Ihm gelingen besonders anerkennenswerte und allgemein anerkannte Kunstleistungen. Die Beengtheit der Bühnen- und Garderobenverhältnisse, sowie die mangelhaften Zugänge und Treppen bieten allmählich keinerlei Sicherheit mehr für Besucher und Schauspieler. 1887 wird daher dieses erste Thorner Stadttheater geschlossen. Da alle Umbaupläne des Hauses scheitern, werden die Dekorationen und Requisiten zum Preis von 500,— RM. verkauft. Anderthalb Jahrzehnte hindurch ist nun Thorn ohne Theatergebäude. Die gastierenden Truppen müssen sich mit den Bühnen des Volks- und Viktoriagartens begnügen.

Erst durch Anregung des Baumeisters Uebrick und des Oberbürgermeisters Dr. Kersten wird in den 9er Jahren des Jahrhunderts die Theaterneubaufgabe wieder aufgegriffen. Die Wiener Architektenfirma Fellner & Helmer erhält den Bauauftrag, das Haus mit einem Kostenaufwand von 450 000,— Mark zu errichten.

Am 30. September 1904 erfolgt die Eröffnung des heutigen Gebäudes mit Schillers „Wallensteins Lager“ und einem Thorner Heimatstück zur Erinnerung an die Wiederdeutschung Thorns im Jahre 1793. Das Stadttheater wird auch jetzt noch nicht in städtischer Regie betrieben, sondern an Direktor Schroeder vom Stadttheater Augsburg verpachtet. Die Stadt erläßt eine Unzahl, die künstlerische Arbeit stark beengender Vorschriften.

In den Jahren 1904 bis 1908 ist nur ein kleines Schauspielpersonal verpflichtet. Ab Spielzeit 1908/1909 dazu auch noch ein kleines Operettenpersonal und ein kleiner Chor. Es wird vom 1. September bis ersten Sonntag nach Ostern gespielt. Im Anschluß an die meisten Spielzeiten führt Direktor Schroeder dann ein vierwöchentliches Operngastspiel durch.

Nach dem bis 1910 in Thorn wirkenden Direktor Schroeder, folgt Direktor Haßkerl. Ihm liegt es daran, mit künstlerischen guten Aufführungen das deutsche Kulturgut gegenüber der polnischen Bevölkerung immer wieder herauszustellen. Wie wenig Verständnis die damalige Zeit diesen kulturpolitischen Aufgaben des Theaters entgebringt, zeigt sich darin, daß man dem

Pachtdirektor Haßkerl eine hohe Lustbarkeitssteuer auferlegt. Trotz all dieser Schwierigkeiten bleibt Haßkerl auch während des Weltkrieges seinen künstlerischen Zielen, soweit dies die örtlichen Möglichkeiten zulassen, treu.

Als am 18. Januar 1920 Thorn von den Polen besetzt wird, ist die deutsche Bevölkerung auch ihres Theaters beraubt. Die sofort auftauchenden Bestrebungen zur Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Kultur führen nach den Beispielen von Bromberg und Graudenz im August 1922 zur Gründung des Vereins „Deutsche Bühne Thorn“. Unter primitivsten Verhältnissen kann Dezember 1922 im Saale des Viktoria-Parks diese Laienbühne eröffnet werden. Im Jahre darauf siedelt die „Deutsche Bühne Thorn“ ins Deutsche Heim, dem kulturellen Mittelpunkt der Deutschen in Thorn über. Erst zehn Jahre später, 1934, wird an gleicher Stelle ein neues Bühnenhaus errichtet, das nunmehr bei verbesserten räumlichen und technischen Möglichkeiten ein leichteres Arbeiten ermöglicht. Obwohl die Thorner Laienspieler alle schwere Sorgen um das tägliche Brot und insbesondere um ihr Volkstum zu bestehen haben, ist es ausschließlich ihnen zu verdanken, daß während der zwanzigjährigen Polenzeit die deutsche Bevölkerung Thorns durch diese kulturellen Aufführungen immer wieder neue Kraft zum Aushalten erhält.

Die „Deutsche Bühne Thorn“ gastiert auch in Briesen, Bromberg, Graudenz, Hohensalza, Kulmsee, Schönsee, Warschau und 1934 in Berlin.

Die 83 Einstudierungen der 17 Spielzeiten verteilen sich auf 42 Komödien, Lustspiele

und Schwänke, 26 Schauspiele und 15 Bunte Abende und Konzerte.

Erwähnenswert ist besonders als Gemeinschaftsaufführung der Deutschen Laienbühnen Bromberg, Graudenz, Posen und Thorn Friedrich Bethges Schauspiel „Marsch der Veteranen“. Nachdem Thorn am 7. September 1939 ins Reich zurückgekehrt, kann die Deutsche Bühne ihren schweren erfolgreichen Volkstumskampf am 13. April 1940 beenden.

Auf der Bühne des Stadttheaters findet nach zwanzigjähriger Polenzeit, als erste deutsche Vorstellung, am 31. Oktober 1939, als Gastspiel des Staatstheaters Danzig, eine Festaufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ statt. Bis zu den Anfang 1941 begonnenen Umbauarbeiten des Stadttheaters, gastieren die Wiener Komödie, die Landesbühne Danzig-Westpreußen und verschiedene Wehrmachtstheater auf der Bühne. An der ehemaligen Wirkungsstätte der Deutschen Bühne Thorn, dem jetzigen Städtischen Burggarten, geben ferner Mitglieder des bereits verpflichteten Thorner Stadttheater-Ensembles im Herbst 1941 einige kleinere Gastspiele.

Mit der nach erfolgtem Umbau im Frühjahr 1942 beginnenden Wiedereröffnung des Stadttheaters Thorn, tritt ein neuer Zeitabschnitt in der Thorner Theatergeschichte ein.

Erstmalig wird das Thorner Stadttheater jetzt in städtischer Regie betrieben. Durch die großzügige Unterstützung von Reich und Stadt und die Theatergesetzgebung des neuen Deutschlands sind alle Voraussetzungen für die Erfüllung der vom Führer gestellten kulturellen Ostaufgaben gegeben.

WILLY HANS BANNERT
MUSIK UND BEFREIUNG

E. T. A. HOFFMANN IN WARSCHAU ¹⁾

„Je älter ich werde, mein Freund, desto bestimmter entwickelt sich mein Selbst dazu, wozu es das höhere Walten, wogegen der Mensch vergebens mit seinen kleinlichen Ab- und Einsichten einzugreifen wagt, bestimmt hatte. — Mein Geschäftsleben ist die ekelhafte Puppe, welche die schönen Fittiche des Kunstgenius einzuschließen strebt, bis sie gewaltsam durchbrechen!“

Brief vom 6. März 1806 aus Warschau an Hippel.

Zum erstenmal offenbarte sich bei E. T. A. Hoffmann in Beschwernis und Bedrückung, in Schmerzhaftigkeit und großer Unruhe das Hinundhergerissensein zwischen amtlicher Tätigkeit und freischöpferischem Schaffen während der vielen Monate in der Plocker Verbannung, über denen die Seufzer standen: dies tristes et miserabilis. „Allmächtiger B. — bitte für mich! hebe mich weg aus diesem Jammerthal in das Paradies an den Ufern der Elbe — oder laß mich den Rhein, wie Moses das gelobte Land, aus der Ferne sehen“, schrieb er am 17. Oktober 1803 in das Tagebuch. Und die Briefe an seinen Freund Hippel sind voller Enttäuschungen darüber, daß ihm der Sprung von Plock nicht gelingt. Am 10. Dezember 1803 schrieb er ihm: „Meine Correspondenz nach Berlin stockt, — ich bin ohne alle Nachrichten. — Weder Beyme noch Schleinitz haben geantwortet, auch Focke schweigt auf zwei lamentable Sendschreiben; alles dieses sind sehr traurige Aspecten!“ Aus der ersehnten Versetzung nach Berlin wurde dann aber eine Versetzung nach Warschau. Auch sie genügte, um seinem „einfachen Leben einen neuen Schwung zu geben“, wie er es am Neujahrstage 1804 in das Tagebuch schrieb. Es wurde April, bis Hoffmann mit seiner Frau eine Wohnung in Warschau beziehen konnte. Sie lag im dritten Stock des Hauses Fretagasse 278 und beherbergte Hoff-

manns fast zwei Jahre lang, bis die Familie im Frühjahr 1806 in die Senatoren-gasse in der Krakauer Vorstadt umzog.

Warschau war nicht Berlin. Schon vier Wochen nach seinem Einzug malte Hoffmann das Bildnis dieser Stadt in einem Brief an Hippel mit charakteristischen Sätzen, die sechs Jahre später ähnlich in den „Musikalischen Leiden des Kapellmeisters Johannes Kreisler“ auftauchten.

„Lebhaft ist es in Warschau erstaunlich“, schrieb er am 14. Mai 1804, „vorzüglich in der Fretagasse, da hier der Mehl, Grütz, Brot und Grünzeug-Handel ganz ausnehmend blüht. Gestern am Himmelfahrts-Tage wollte ich mir etwas zu Gute tun, warf die Akten weg und setzte mich ans Clavier, um eine Sonate zu componieren, wurde aber bald in die Lage von Hogarths *Musicien enragé* versetzt! — Dicht unter meinem Fenster entstanden zwischen drei Mehlweibern, zwei Karrenschiebern und einem Schiffer-Knechte einige Differenzen, alle Parteien plaidierten mit vieler Heftigkeit an das Tribunal des Hökers, der im Gewölbe unten seine Waren feil bietet — Während der Zeit wurden die Glocken der Pfarr-Kirche — der Bennonen — der Dominikaner-Kirche (alles in meiner Nähe) gezogen — auf dem Kirchhofe der Dominikaner (gerade über mir) prügelten die hoffnungsvollen Katechumenen zwei alte Pauken, wozu vom mächtigen Instinkt ge-

¹⁾ Siehe den Aufsatz „Dies tristes et miserabilis“ im Dezember-Heft 1941.

trieben die Hunde der ganzen Nachbarschaft bellten und heulten — in dem Augenblick kam auch der Kunstreiter Wambach mit Janitscharen-Musik ganz lustig daher gezogen — ihm entgegen aus der neuen Straße eine Herde Schweine — Große Friction in der Mitte der Straße — sieben Schweine werden übergeritten! Großes Gequieke. — O! — O! ein Tutti zur Qual der Verdammnis ersonnen!“²⁾ — „Wie es mir in Warschau geht, fragst Du, mein teurer Freund?“, heißt es dann zum Schluß des umfangreichen Briefes, „Eine bunte Welt! — zu geräuschvoll — zu toll — zu wild — alles durcheinander — Wo nehme ich Muße her um zu schreiben — zu zeichnen — zu komponieren!“

Wie schon in Plock forderte auch hier das Amtliche von dem Regierungsrat sehr viel Arbeit und Zeit, und die Akten verdrängten immer wieder die Notenmanuskripte. Wieder war es Hippel, an den er schrieb: „... und schwitze jetzt über Vorträgen und Relationen! — *Sic eunt fata hominum!* — Schriftstellern und komponieren wollte ich, mich begeistern im Hain von Lazenki und in den breiten Alleen des Sächsischen Garten, und nun? — Erschlagen von acht und zwanzig *voluminibus* Konkurs-Akten wie von Felsen, die Zeus Donner herabschleuderten, liegt der Riese Gargantua, und der Renegat³⁾ ächzt unter der Last dreier Todtschläger, die zur Festung bereit noch den letzten fürchterlichsten Todschlag begehen.“

Noch niemand wußte um diese Zeit, daß Weltgeschichte und Schicksal nicht nur Hoffmann bald alle Aktenbogen aus der Hand wehen würden, denn Napoleons grande armée marschierte bis weit über Warschau hinaus. Noch am 6. März 1806 sprach Hoffmann in einem Brief an Hippel von dem „Übel, daß mich mit eisernen schmerzhaften Banden umstrickt und festhält.“

²⁾ In den „Musikalischen Leiden...“ lautet jene Stelle, die auf Warschauer Eindrücke zurückgeht: „Nun konnte ich nach Hause gehen und meine neue Klaviersonate vollenden; aber es ist noch nicht elf Uhr und eine schöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeister sitzen die Mädchen am offenen Fenster und schreien mit kreischender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge strahlet — aber immer nur die erste Strophe, in die Straße hinein. Schrägüber martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameaus Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Hornist akustische Versuche. Die zahlreichen Hunde der Umgegend werden unruhig, und meines Hauswirts Kater, aufgeregert durch jenes süße Duett, macht dicht neben meinem Fenster (es versteht sich, daß mein musikalisch-poetisches Laboratorium ein Dachstübchen ist), der Nachbars-Katze, in die er seit dem März verliebt ist, die chromatische Skala hinaufjammernd, zärtliche Geständnisse...“

³⁾ Der Renegat — eine komische Oper, die der geistvolle Verfasser des Riesen Gargantua mit unerschöpflicher Laune dichtet und die, wird sie wills Gott im Jahre 1888 vollendet, alles übertreffen wird, was der Stümper Goethe jemals in dieser Art schrieb! — (Anmerkung Hoffmanns.)

In Warschau stürzte sich Hoffmann ganz in das Reich der Musik und blieb ihr fortan für ein paar Jahre verfallen. Sie machte ihm das Leben lebenswert und er fühlte sich beglückt und hoch hinausgehoben in seinem musikalischen Schaffen. Dieses Gefühl brach einmal deutlich in ein Schreiben aus Warschau ein. Es war der lange Brief vom 26. Febr. 1805 an Hippel: „Du wirst finden, daß die Kunst noch immer wie eine schützende schirmende Heilige mich durchs Leben geleitet; ihr habe ich mich ganz ergeben und sie zürnt nicht, wenn unabänderliche Verhältnisse oft nur wenige selige Momente übrig lassen, wo ich meinen Geist zu ihr wenden kann. Oft, nur zu oft, ist es Künstlers Erdenwallen, welches mich *n i e d e r d r ü c k t*, aber nicht *e r d r ü c k t*, neue Umgebungen wie in Plock konnten auf mein besseres Ich wirken und ihm Zerstörung drohen, hier ist das anders. Mitten unter wüstem unkünstlerischen Pöbel findet der Geist doch Nahrung.“

Ein bedeutsames Ereignis im kulturellen Leben der Stadt wurde Hoffmanns Gründung der Warschauer „Musikalischen Akademie“. Er selbst nahm als ehrenamtlicher Kapellmeister den Taktstock in die Hand und führte Werke von Gluck, Cherubini, Haydn und seines über alles geliebten Mozart auf. Sogar eine Symphonie Beethovens wurde gespielt, eine kulturelle Tat ersten Ranges. Früh schon erkannte Hoffmann die geniale Größe der Beethovenschen Musik, für die er später in der „Allgemeinen Musik-Zeitung“ mit seinen berühmten Rezensionen eintrat, die weit über seine Zeit hinaus Bedeutung gewannen.

Am 3. August 1806 fand ein Festkonzert statt, mit dem im Mniszekschen Palast der ebenfalls von Hoffmann innenarchitektonisch und malerisch gestaltete Konzertsaal der Akademie eingeweiht wurde. „Es war der stolzeste Tag“, schreibt

Walther Harich in seiner bekannten Hoffmann-Biographie, „den der geniale Dilettant Hoffmann bisher erlebt hatte, wenn ihn auch jetzt wohl das Gefühl nicht verlassen haben mochte, daß das alles nur eine kleine Ergänzung seines Lebens bedeutete, das dennoch im Grunde dem Aktenstaub verfallen war.“ Er ahnte an diesem Tage nicht, das es nicht mehr ein halbes Jahr dauern würde, bis diese „eine kleine Ergänzung“ dann ausschließlich sein Leben ausmachen müßte.

Neben den Proben und Aufführungen, die Zeit und Hingabe erforderten, fand Hoffmann trotz seiner gewissenhaft und genauestens erfüllten amtlichen Tätigkeit noch Zeit und künstlerische Kraft zu vielen größeren Kompositionen. Kennzeichnend für dieses der Tagesarbeit abgerungene Künstlerleben ist der Brief an Hippel vom 26. Febr. 1805, in dem es heißt: „Während des Jahrs, daß ich Dir nicht schrieb, habe ich ein angenehmes künstlerisches Leben geführt, ich habe komponiert, gemalt und nebenher ziemlich gut italienisch gelernt... Du weißt, daß wir jetzt Revision haben; mich kümmert das wenig, da ich keine Reste habe und gehabt habe; ich muß ja wohl frisch von der Hand wegarbeiten, um nur die Akten mit Partituren verwechseln zu können.“

In Warschau entstand im Dezember 1804 seine erste größere Komposition: Brentanos Singspiel „Die lustigen Musikanten“. Im April 1805 wurde es aufgeführt. Er berichtet darüber an Hippel: „...der Text mißfiel. Es war Kaviar für das Volk, wie Hamlet sagt. Von der Musik urteilten sie günstiger, sie nannten sie feurig und durchdacht, nur zu kritisch und zu wild. In der Eleganten Zeitung wurde ich dieser Komposition wegen ein kunstverständiger Mann genannt!“

Für seine im Juli 1805 geborene Tochter Cäcilie, die früh starb, vollendete er die „Missa solemnis“ für großes Orchester. Mit dem Singspiel „Der Kanonikus von Mailand“, das er im Dezember 1805 beendete, hoffte er vergebens auf eine Berliner Aufführung. Auch Zacharias Werners „Kreuz an der Ostsee“ mit der in Warschau komponierten Bühnenmusik von Hoffmann wurde nicht aufgeführt. In der Warschauer Zeit entstand ferner seine bekannte und auch heute nicht

selten gespielte Symphonie in Es-dur, es entstand das Quintett in c-moll für Streichquartett und Harfe und als letztes Warschauer Werk das Calderonsche Lustspiel „Die Schärpe und die Blume“ unter dem Titel „Liebe und Eifersucht“. Das Dichterische schwieng in Warschau gänzlich, sogar das Tagebuch blieb unaufgeschlagen liegen.

Über seine Arbeit an der letzten Warschauer Komposition berichtete er an Eduard Itzig in Berlin: „Mit erneuter Kraft und mit einem Humor, der mir selbst unbegreiflich ist, arbeite ich jetzt an einer Oper, von der ich wünschte, sie wäre die erste, die von mir auf irgend einem großen Theater erschiene, denn ich fühle es zu sehr, daß sie alle meine übrigen Compositionen hinter sich lassen wird!... Der Himmel hat mich bis jetzt mit einer ganz unglaublichen Blindheit gestraft, daß ich die gebornen Arien, Duets, Terzets pp in dem herrlichen Stück, nicht gesehen habe, in der Krankheit ist mir ein Licht darüber aufgegangen. Mit ganz geringen Abänderungen, Abkürzungen, und fast unbemerkbaren Einschiebseln, hat sich das Schauspiel von selbst unter meinen Händen zur Oper geformt. — Das Komische des Stoffes ist so höchst poetisch, daß die Musik dazu nur so gegriffen werden kann, wie in Mozarts *Così fan tutte* und *Figaro*, und das ist mir denn nun gerade recht. Seit der Zeit, daß ich componiere, vergesse ich oft meine Sorgen, — die ganze Welt, denn die Welt aus tausend Harmonien geformt auf meiner Stube, an meinem Clavier, trägt sich mit keiner andern außerhalb.“

Zu drei Männern trat Hoffmann in Warschau in engere freundschaftliche Beziehungen: zu Werner, Morgenrot und Itzig.

Zacharias Werner wurde in dem Hause in Königsberg geboren, das der Großmutter E. T. A. Hoffmanns gehörte und in dem auch Hoffmann seine Jugendzeit verlebte. Zu einer näheren Bekanntschaft der beiden Knaben kam es damals jedoch nicht, denn Zacharias Werner war acht Jahre älter. 1792 erschien Werner nach einem wildbewegten Leben in Warschau und wurde als expedierender Sekretär von der Regierung angestellt. Hier lernte Hoffmann seinen Landsmann genauer kennen und schloß sich dem Älteren an, der bereits im Ruhme eines zeitgenössi-

schen Dichters stand. Er griff freudig zu, als ihm die Komposition der Bühnenmusik zu Werners Schauspiel „Das Kreuz an der Ostsee“ angeboten wurde. Noch als Werner nach Berlin versetzt worden war, schrieb Hoffmann mehrfach an ihn und suchte Unterstützung bei seiner Bemühung um die Berliner Aufführung des Singspiels „Der Kanonikus von Mailand“ — vergebens.

„Liebster Werner“, beginnt einer dieser Warschauer Briefe nach Berlin, „wahrscheinlich geben Sie Ihren Freunden nichts geschriebenes von Sich zu lesen, weil unter dem Artikel: gedruckte Sachen, als da sind Zeit., Elegante Welten, Freimütige pp, so viel von Ihnen zu lesen ist, und tun in der Art gut daran, als Sie dadurch die Fantasie Ihrer Freunde in W. (elende Provinzialisten, die in Schmierstiefeln die Avisen lesen und Schnaps trinken, wenn der Dichter in der Hauptstadt unter den Linden spazieren geht und die „Weihe der Kraft“ von allen Ecken hundertzählige Reflexe auf seine weißseidenen Strümpfe... wirft) in gehörigen Schwung setzen, welche aus den Zeitungs-Nachrichten alle *specialissima*... herausfinden, und so über Ihr Leben, Tun und Treiben eine Composition liefern, welche so beruhigt wie ein Schluß in der *Tonica* und im *modo autentico*.“ Doch früh schon hatte Hoffmann den „gesprenkelten Charakter“ Werners erkannt und schrieb noch aus Warschau über ihn: „Aufrichtig gesagt, Werner ist mir ein trauriger Beweis, wie die herrlichsten Anlagen durch eine alberne Erziehung ertötet werden können und wie die regste Phantasie kriechen lernen muß, wenn sie von niedrigen Umgebungen heruntergezogen wird.“

In Franz Anton Morgenrot, dem Leihhauskontrolleur, fand Hoffmann einen ausgezeichneten Geiger und blieb ihm für viele Jahre noch lange hinter der Warschauer Zeit freundschaftlich zugetan.

Der dritte „Freund“ war der Assessor Eduard Itzig, ein Jude, der später bei der Taufe den Namen Hitzig annahm, unter dem er in der Literaturgeschichte zu finden ist. Er war ein Mann mit typisch jüdischem Gebaren: er arrangierte und vermittelte, er war weltgewandt und geschäftig-regsam. Er brachte Hoffmann mit Werner zusammen, später mit Tieck, Cha-

misso und einer Reihe Berliner literarischer Größen. Er war es, der Hoffmann auf die Schriften der Romantiker aufmerksam machte, denn in allem Neuen wußte Itzig Bescheid. Er war auch der erste Biograph Hoffmanns, und dem von Itzig gezeichneten Lebensbild ist all das Schiefe, Falsche, Unzutreffende, Unzulängliche und Verzerrete zu verdanken, mit dem dieser genialste der deutschen Romantiker ein Jahrhundert lang immer irgendwie als liederlicher Trinker und als ein Mann ganz am Rande des Bürgerlichen erschien. Es ist allein Itzigs Werk, wenn bis heute noch dieses verzerrte Bild Hoffmanns in Literaturgeschichten zu finden ist.

In Itzigs Biographie steht entgegen allen Zeugnissen für Hoffmanns hervorragende Beamteneigenschaften auch dieser Satz: „Er wurde liederlich, und zwar in dem Maße, Ausschweifungen aus Grundsatz zu begehen.“ Das ist geradezu eine Fälschung, denn die betreffende Briefstelle, aus der Itzig diese folgenschwere Behauptung ableitet, hat einen ganz andern Sinn, und nur Böswilligkeit vermag ihn zu verkennen. Hoffmann schrieb nämlich am 25. Januar 1803 an Hippel: „Ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen etc., die sich geradezu widersprachen, tobte schon seit ein paar Monaten in meinem Innern... Du weißt, daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie aus Grundsatz begeht, und das war denn bei mir der Fall... Ich wollte mich betäuben und wurde das, was Schul-Rektoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich nennen.“

Wir finden nun in unzähligen Literaturgeschichten das Bild Hoffmanns mit diesen vielen Schatten. In der Kürschnerschen „Deutschen National-Litteratur“ stehen im 163. Bande diese Sätze zu Hoffmann: „Er vereinigt die musikalische Begabung als produktives Talent mit dem ausgesprochenen Hange zum Wahnsinn, als Vorwurf und Ziel der Dichtung, der sonst nur latent auftritt. Sein daraufhin gearbeitetes Selbstporträt als „verrückter Kapellmeister Kreisler“, dessen „Biographie“ er in die „Phantasiestücke“ und in die groteske Geschichte des „Kater Murr“ verwebte, lebt — in bedenklich enger Verbindung mit der Weinstube von Lutter und Wegner am Berliner Gensdarmenmarkt — für ihn selber fort... Es wird bei Hoff-

mann auch in den Büchern sehr viel Champagner getrunken... Gleichwohl hat dies merkwürdige Buch (Elixiere) weitreichende litterarische Einflüsse geübt und noch die pathologische Kraftphantasie des Dramatikers Friedrich Heibel (!) ange-regt...⁴⁾.

Die Vogt-Kochsche Literaturgeschichte (1924) kann es sich trotz aller Anerkennung Hoffmanns nicht versagen, in Verkennung der ungeheuren Arbeitsleistung Hoffmanns gerade in Warschau diesen „alten“ Satz hinzuschreiben: „Als Regierungsrat in Warschau stürzte der Mann sich in das zügellose Getriebe, wie es in der buntgemischten Gesellschaft der damaligen Hauptstadt Südpreußens herrschte.“ Bei Biese, der mit seiner „Deutschen Literaturgeschichte“ lange Jahre den Literaturunterricht der höheren Schulen beherrschte, lesen wir: „Hoffmanns Neigung zur Absonderlichkeit äußerte sich auch in dem ungeordneten Leben, das er führte. Die Nacht zum Tage machend, zerrüttete er schließlich seine Kräfte.“

Daß Eduard Engel in Itzigs Spuren wandelt, ist wohl selbstverständlich. Doch möge auch dieser Satz aus dessen „Geschichte der deutschen Literatur“ zitiert sein: „Als Richter am Kammergericht hatte er die Untersuchung gegen den demagogischer Umtriebe angeklagten Turnvater Jahn zu führen (1820), wobei er sich als ein preußischer Richter alten Schlages benahm und entgegen der politischen Zeitströmung für den unschuldigen Schwärmer eintrat.“

Bis weit ins Ausland, in dem Hoffmann viele Jahrzehnte lang bekannter war als in Deutschland, schlugen diese Wellen aus Itzigs Biographie. So konnte es geschehen,

daß Hoffmanns männliche Tat, sich loszureißen von der Liebe zu der Frau Hatt in Königsberg, die von ihm Musikunterricht erhielt, umgefälscht wurde in einen Satz, den wir nur mit Empörung in dem biographischen Artikel „Hoffmann“ der „Encyclopedia Britannica“ lesen: „A dis-credible love episode with one of his pupils drove him from Königsberg!“⁵⁾.

Zu der Freundschaft, die Itzig Hoffmann gegenüber immer wieder betonte, sei noch bemerkt, daß dieser Biograph die für Hoffmanns Leben und Werk so bedeutsame innige und wahre Freundschaft mit Devrient totzuschweigen versuchte.

Die Fesseln des Amtes fielen für Hoffmann, als die Franzosen am 28. November 1806 Warschau besetzten und wenige Tage später die preußische Regierung auflösten. Über Nacht war es geschehen, daß ihm die Akten aus der Hand genommen wurden — er war frei.

Die Mitglieder der Regierung teilten das Geld der Kassen unter sich auf und stoben in alle Winde auseinander. Franz Anton Morgenrot fand als Geiger einen neuen Beruf in Drésden. Der Assessor Itzig ging nach Berlin, lernte bei dem Verleger Reimann den Buchhandel und gründete später einen eigenen Verlag. E. T. A. Hoffmann blieb vorerst bei seiner Musik in Warschau, denn die Konzerte der Musikalischen Akademie nahmen trotz der Besetzung Warschaus ihren regelnäßigen Fortgang. Die Wohnung in der Senatorengasse mußte Hoffmann aufgeben und siedelte mit seiner Familie in den Mniszekschen Palast über und bewohnte wenige enge Räume. Im kleinen Quartettzimmer neben der Bibliothek des Musik-Instituts arbeitete Hoffmann. „Den Flügel“, heißt es in Harichs Biographie, „hatte er sich in sein Zimmer

4) Friedrich Heibel schrieb am 9. Januar 1842 in sein Tagebuch: „Das meiste von Hoffmann hat sich überlebt, aber seine Elixiere des Teufels sind und bleiben ein höchst bedeutsames Buch, so voll warmen, glühenden Lebens, so wunderbar angelegt und mit solcher Konsequenz durchgeführt, daß, wenn es noch keine Gattung gibt, der Darstellungen dieser Art angehören, das Buch eine eigene Gattung bilden wird. Hoffmann gehört mit zu meinen Jugendbekanntesten, und es ist recht gut, daß er mich früh berührte; ich erinnere mich sehr wohl, daß ich von ihm zuerst auf das Leben, als die einzige Quelle echter Poesie, hingewiesen wurde.“

Die Szene im ersten Bande (von pag. 80 an) der Elixiere, wo Euphémie, den Medardus für Viktoria haltend, diesem erzählt, wie sie sich durch ihre Geisteskraft über alle gestellt habe, während sie sich in demselben Augenblick dem Medardus in die Hand gibt und so ihren Sieg durch ihren Triumph selbst zerstört, ist so humoristisch-groß wie etwas.

Alles von Hoffmann ist aus einem unendlich tiefen Gemüt gelossen, alles das, was seine Werke von den höchsten Werken der Kunst unterscheidet, daß z. B. die Ideen, die ihnen zugrunde liegen, nicht fixe Sonnen, sondern vorüberstreichende Kometen sind, daß der Verstand, der dem einzelnen feste plastische Form gibt, nicht ebenso das Ganze einrahmt, trägt dazu bei, sie noch wärmer zu machen als Kunstwerke.

Ich liebte Hoffmann sehr, ich liebe ihn noch, und die Lektüre der Elixiere gibt mir die Hoffnung, daß ich ihn ewig werde lieben können.“

5) „Eine schmutzige Liebschaft mit einer seiner Schülerinnen trieb ihn von Königsberg fort.“

stellen lassen und schwelgte nun in den musikalischen Schätzen. Er weinte dem dahingesunkenen Preußischen Staat keine Träne nach, sondern genoß in vollen Zügen das Bewußtsein, ein freier Künstler zu sein.“

Wegen der unsicheren Verhältnisse schickte Hoffmann seine Familie Anfang Januar 1807 zu der Schwiegermutter nach Posen. Der andere Grund für diese Trennung war wohl darin zu erblicken, daß sein Geld allmählich zu Ende ging. Er konnte zudem die Familie nicht um sich haben, wenn nun sein Suchen nach einem Amt begann, das ausschließlich seinem Künstlertum entsprach und ihm gleichzeitig den notwendigen Lebensunterhalt verschaffen sollte. Die Not des freien Künstlers klopfte zum ersten Male leise, doch deutlich genug an die Tür.

Eine schwere Erkrankung warf ihn bald danach in Fieber und Fieberphantasien. Verlassen lag er in seiner Stube; in den schlimmsten Nächten hielten die gleichfalls in Warschau gebliebenen Kollegen Kuhlmeier und Loest an seinem Bett Wache, denen er seine musikalischen oder beängstigenden Gesichte vorphantasierte. Noch nicht vollständig genesen, setzte er sich sofort wieder an seine künstlerische Arbeit, denn an ein Fortgehen aus Warschau war wegen des fehlenden Geldes nicht zu denken.

In dem Brief vom 20. April 1807 schrieb er an Itzig von dieser wirtschaftlichen Not: „Bald nachdem Sie abgereiset waren, wurde ich wieder kränker, und mußte die Stube hüten; am Ende fuhr mir der Krankheitsstoff überall heraus, so daß ich Abends einen phosphorischen Glanz um mich verbreitete, weshalb der Doktor anfang, mit allerlei Mitteln mein Blut zu reinigen, womit er noch jetzt beschäftigt ist. Darüber hat sich der Bestand meiner Kasse so verringert, daß ich an eine Reise nicht denken

kann, und um so mehr sitzen bleiben muß, als ich außer Stande bin, hier Geld aufzutreiben, ungeachtet der Justiz-Rat K., der leider selbst kein Geld bar hat, sich erboten, jeden Schuldschein von mir als Selbstschuldner zu unterschreiben. — Hier haben Sie, mein teuerster Freund, in einem Atemzuge, alle *Odiosa*, welche mich in Warschau festhalten, und, ob ich demungeachtet alle Segel aufspannen soll, um fort zu kommen, soll ganz von Ihrem freundschaftlichen Rat abhängen, da Sie jetzt Sich Selbst überzeugt haben werden, in wie fern es mir möglich sein dürfte, in Berlin den Anfang zu einem weitem Fortkommen zu machen.“

Doch wie immer in seinem späteren so schweren Leben hob ihn die Kunst aus allen Miseren hoch hinaus in ein Reich des dämonischen Schaffens und der unendlichen Beglückung und der klaren Schönheit.

Auf seine wiederholten Anfragen riet ihm Itzig, lieber nach Wien als nach Berlin zu gehen. Auch Hoffmann reizte die Musikerstadt nicht wenig. Doch als er sich entschloß, wirklich nach Wien überzusiedeln, wurden ihm die Pässe nach Österreich verweigert. Er ging nun also von Warschau ins Ungewisse nach Berlin und nahm nur das mit, was ihm Warschau gegeben hatte: seine Kompositionen, das theoretische und praktische Können als Kapellmeister, künstlerische Anschauungen, Ideen und Pläne und — die Not um das tägliche Brot, dazu aber auch die schöpferische Kraft und Besessenheit.

Auf der Durchreise besuchte er seine Familie in Posen. Ein schöner verheißender Sommertag, der 18. Juni 1807, sah ihn zum zweiten Mal in Berlin. Doch der Tag hielt nicht, was seine Sommerschönheit versprach. In dem gemieteten Zimmer des Hauses Friedrichstraße 179 begann nun eine Künstlernot, die ihresgleichen sucht.

WILLI DROST

DIE NEUERWERBUNGEN DES DANZIGER STADTMUSEUMS

II. DEUTSCHE MALEREI *)

Das barocke Deutschland, durch den Dreißigjährigen Krieg zerfallen und innerlich um den Ausgleich seiner starken Spannungen ringend, spricht sich nicht entfernt so vielseitig und reif in der Malerei aus wie die Niederlande, das lassen auch die Neuerwerbungen des Stadtmuseums erkennen, deren Wahl naturgemäß von zufälliger Gelegenheit abhängig war. Die Niederlande überschatten besonders den stammverwandten Norden, jedoch verarbeiten deutsche Persönlichkeiten merkwürdig und eigenwillig den Ertrag des überlegenen Nachbarn.

Christoph Paudiss (geb. um 1618 in Hamburg, gest. 1666 in Freising), nach Sandrart „ein trefflicher Discipel von Rembrandt“ verwendet in dem Porträt eines Arztes auf seine Art Rembrandts Helldunkel, trägt die Farben hauchdünn auf und mischt viel schattendes Graublau in den Farbteppich, als ob er grübelnd, reflektierend gegen den vollen, goldbraunen Prunk Rembrandts Vorbehalte einlegen müßte. Der Porträtierte ist von fast erschreckender Leichenfarbe, sein Blick stehend, magisch, versponnen, einem Alchi-

*) Vgl. Heft 2, Februar 1942.



Joachim Franz Beich (1665—1748): Winterliche Berglandschaft mit Jägern



Dominicus Gottfr. Wardigh (1700—1790):
Stilleben mit Eichhörchen

misten eher als einem Arzte anstehend; das Ganze wirkt phantastisch und absonderlich. Wie erdenfest und kerngesund und fern von jeder Transzendenz stehen daneben die Bildnisse der niederländischen Malerschule. Ein Mehr oder ein Weniger kommt dem deutschen Meister zu, aber es ist dann doch die mangelnde Kultur des Handwerklichen im weitesten Sinne, die ihn nicht einen seiner Geistigkeit angemessenen Rang einnehmen läßt. Das gilt nicht nur für Paudiss.

Höchst erfreulich und erfrischend ist das Selbstbildnis einer unbekanntens deutschen Malerin mit der Aufschrift: sui fecit effigiem 1654. Maskiert als Minerva, im tressenbesetzten Samtkostüm mit einem Helm aus dem gleichen Stoff, blickt die anmutige junge Frau recht ernst und gesammelt aus dem Bilde. Die bräunlich-sandfarbene sie in seiner „Teutschen Academie“ grauen Kostüm, und das vielfach abgeschattete Weinrot des Ärmels mit dem ein

wenig koketten blauen Schleifen gibt eine farbige Belebung, die geschickt in den blau-rotten Pleureusen des Helmes aufgenommen ist; ein wenig beeinträchtigt der recht schwarz gewordene Hintergrund. Wer ist diese Malerin mit dem sympathischen, sauberen Gesicht gewesen und wo hat sie gelebt? Augsburg, Nürnberg, worauf man zuerst fällt, können es nicht sein, denn dann hätte der alle Erscheinungen am Kunsthimmel sorglich erspähende Joachim von Sanrart sie in seiner „Teutschen Academie“ von 1675 erwähnt. Sein allezeit enthusiastisch bejahendes Malerbuch hätte unsere Künstlerin hoch gefeiert. Aber mit einer der von ihm aufgeführten Frauen, der Sybille Merian, Susanna Mayr, der Patin, von Schurmann, der Neubergerin, läßt sie sich nicht gut identifizieren. Vielleicht haben wir hier einen neuen Stern entdeckt, der Beachtung verdient. Denn die deutsche Kunstgeschichte nennt wenig Malerinnen von Rang.



Albert Juchanowitz: Danziger Artushof, Rückseite

Das deutsche Landschaftsbild um die Wende zum 18. Jahrhundert vertritt recht tüchtig Joachim Franz Beich (geb. 1665 in Ravensburg, gest. 1748 in München). An technischer Delikatesse und Feinheit der Handschrift hinter den Niederländern zurückbleibend, lebt in der Winterlandschaft etwas, das uns großzügiger und freier an-

mutet als die klassische holländische Kleinmalerei. Im Vordergrund des Bildes idyllische Kleinwelt, ein gefrorener See mit Schlittschuhläufern, Schlängelweg mit glücklichen Jägern, ein trauliches Städtchen, wohlgeborgen hinter Mauer und Turm; dann aber entwickelt sich aus der Ebene in allmählichem Anstieg ein bedeu-



Carl Scherres (1833—1923): Weichselufer bei Danzig

tendes, nicht sehr hohes Bergmassiv und weitet die kleine Welt unversehens ins Bedeutende. Kühne Wolken und seitliche Bäume schließen das Ganze in echt barocker Weise zu der in sich kreisenden, sich selbst genügenden Einheit zusammen. Die Farben sind zurückhaltend, meist graugrün mit wenigen Braun- und Rotflecken. Gewiß ist das Großartige an dem Bau des Landschaftsbildes mit der Einwirkung von Italien zuzuschreiben, aber es entstand doch etwas sehr Eigenes aus der Vereinigung der verschiedenen Elemente, reicher und phantasievoller als das Holländische und ohne die Starrheit, der die klassische Landschaft der Romanen so oft verfällt. Diese Züge eignen vielen deutschen Landschaftsbildern der gleichen Zeit.

Zu dem Landschaftsbild gesellt sich ein Stilleben ähnlichen Ranges vom dem Hamburger Dominicus Gottfried Wardigh (geb. um 1700, gest. 1790 in Ploen). Ein graugrüner Schimmer liegt wie ein leichter Schleier über dem Bilde, die entfärbten lilarösa Stockrosen verstärken den matten, müden Charakter und lassen die hübschen Effekte wie die zierliche blaue

Wicke über dem Goldgelb des aufgeschnittenen Kürbisses nicht voll zur Geltung kommen. Diese Verblasenheit und Neigung zur Unbestimmtheit ist ein typischer Zug in der spätbarocken deutschen Malerei; auch zu Paudiss, dem Landsmann von Wardigh, läßt sich eine Brücke schlagen. So hübsch ein solches Bildchen ist, man darf den tiefen Glanz eines de Heem nicht daneben sehen.

Mit voller Kraft dagegen spricht das 18. Jahrhundert in dem Selbstbildnis des Anton Raphael Mengs (geb. 1728 in Aussig, gest. 1779 in Rom). Dieser Antipode des Spätbarocks, der neben seinem Freunde Winkelmann zu den Begründern des Klassizismus zählt und mit seinem Parnaß der Villa Albani ein Programm der neuen Epoche aufstellte — Symmetrie, ausponderierte Standfestigkeit der Figuren, Lokalfarbe —, schafft doch mit den reifen malerischen Mitteln des 18. Jahrhunderts meisterhafte Bildnisse, die besten des Jahrhunderts überhaupt. Mit feinen grauen Halbschatten durchgearbeitet, mit Hell und Dunkel kraftvoll modelliert, blickt dieses höchst geistreiche, energische Gesicht den

Beschauer an. Das Bildnis muß den letzten Lebensjahren angehören; interessant der Vergleich mit den früheren, sentimentalischer aufgefaßten Selbstporträts.

Die bedeutende Barockmalerei Danzigs, die im Stadtmuseum reich vertreten ist, findet nach allmählichem Abstieg mit Beginn des 18. Jahrhunderts noch eine Nachblüte in Daniel Chodowiecki (geb. 1726 in Danzig, gest. 1801 in Berlin), falls man diesen nicht schon der Berliner Schule zurechnen will. Einige Handzeichnungen und das hübsche Miniaturbildnis einer Frau mit weißer Bluse vor lichtblauem Hintergrund von ihm wurden erworben. Aus der Zeit des Übergangs noch zwei kleine Landschaften des Franz Joseph Manskirch (geb. 1768 in Ehrenbreitstein, gest. 1830 in Danzig). Dann aber sinkt die Danziger Malerei im 19. Jahrhundert auf einen bescheidenen Anteil im Architekturbild, Genre und Porträt zurück. Die vorhandenen reichen Bestände wurden durch mannigfache kleinere Ankäufe ergänzt: Ansicht der Rückseite des Artushofs und Brigittenkirche von Albert

Juchanowitz (geb. 1817 in Danzig, verunglückt nach 1863 in der Schweiz), Pastelle der alten Kuhbrücke und der Jopengasse sowie eine sehr farbige in Öl gemalte Weichsellschaft von Arthur Bendrat (geb. 1872 in Danzig, gest. 1914 in Dresden), der in Dresden der impressionistischen Künstlergruppe der „Elbier“ angehörte, ein sehr frühes Genrebildchen von Johann Carl Schultz (geb. 1801 in Danzig, gest. 1873 in Danzig), Bildnisse und Miniaturen teils von anonymer Hand aus dem Biedermeier und neuerer Zeit, eine hübsche sonnige Flußlandschaft von Carl Scherres (geb. 1833 in Königsberg, gest. 1923 in Berlin).

Bedeutende Namen des 19. Jahrhunderts klingen nur in Nebenwerken auf. Von Arnold Böcklin (geb. 1827 in Basel, gest. 1901 in Fiesole) eine dunkle Ölstudie Pan und Nymphe, wahrscheinlich aus der Zeit des Pan im Schilf in der Berliner Nationalgalerie, ein schöner Teppich dunkler Farben, aber etwas unbestimmt in der Form für Böcklin. Die Dogge von Hans von



Hans von Marées: Dogge



Lovis Corinth: Frau mit dem weißen Tuch



Fritz Pfuhle: Halbakt

Marées (geb. 1837 in Elberfeld, gest. 1887 in Rom) ist wohl 1867 in Dessau gemalt, als er bei seinem Onkel, dem Forstmeister Alexander von Marées weilte. Dieses im Gegenständlichen für Marées natürlich überraschende Bild ist prachtvoll

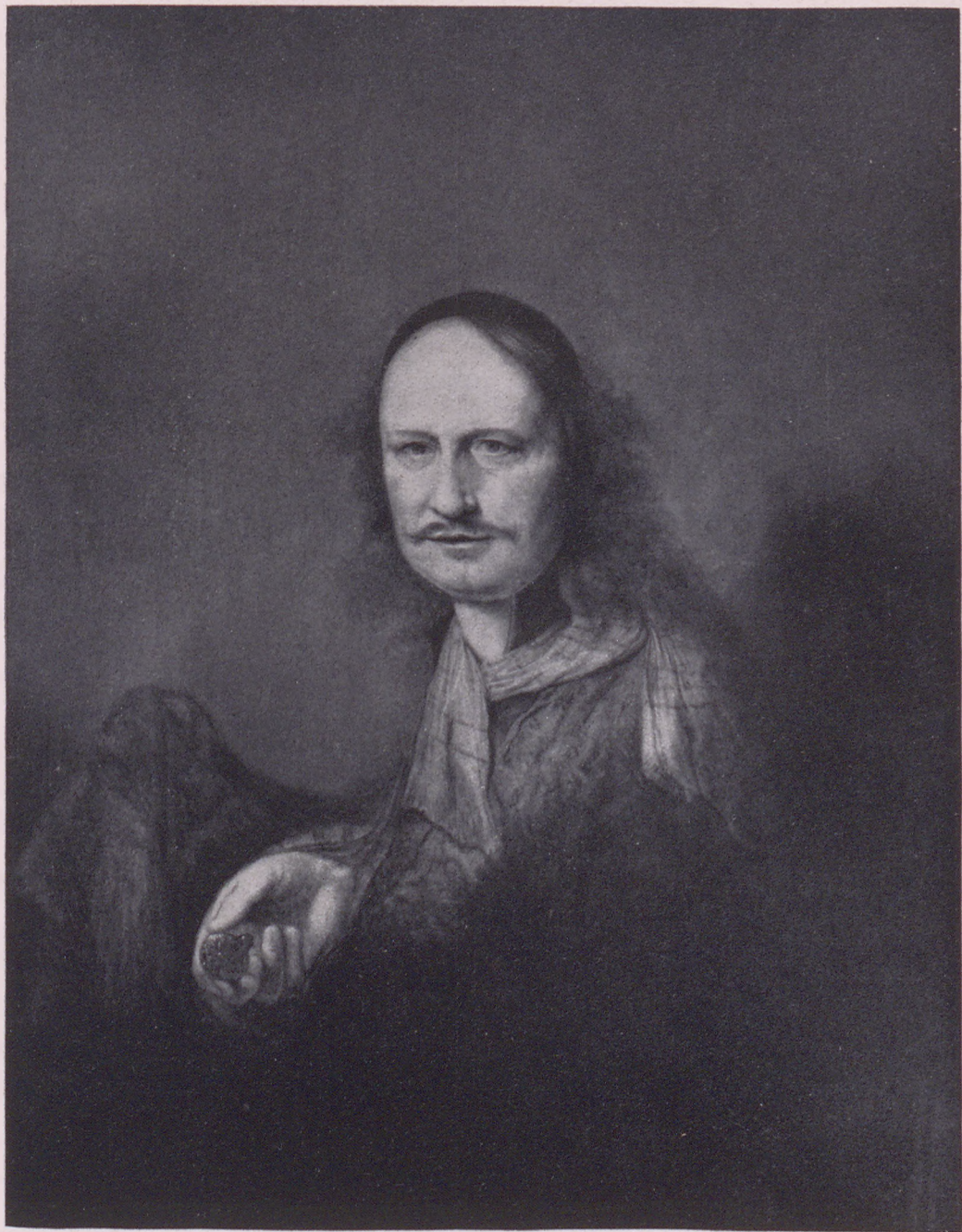
gemalt und braucht an Feinheit und Freiheit der Malerei den Vergleich mit den Franzosen der Zeit nicht zu scheuen. Es tut gut zu wissen, wie trefflich Marées malen konnte, um angesichts der späten, immer wieder übermalten Triptychen die ganze



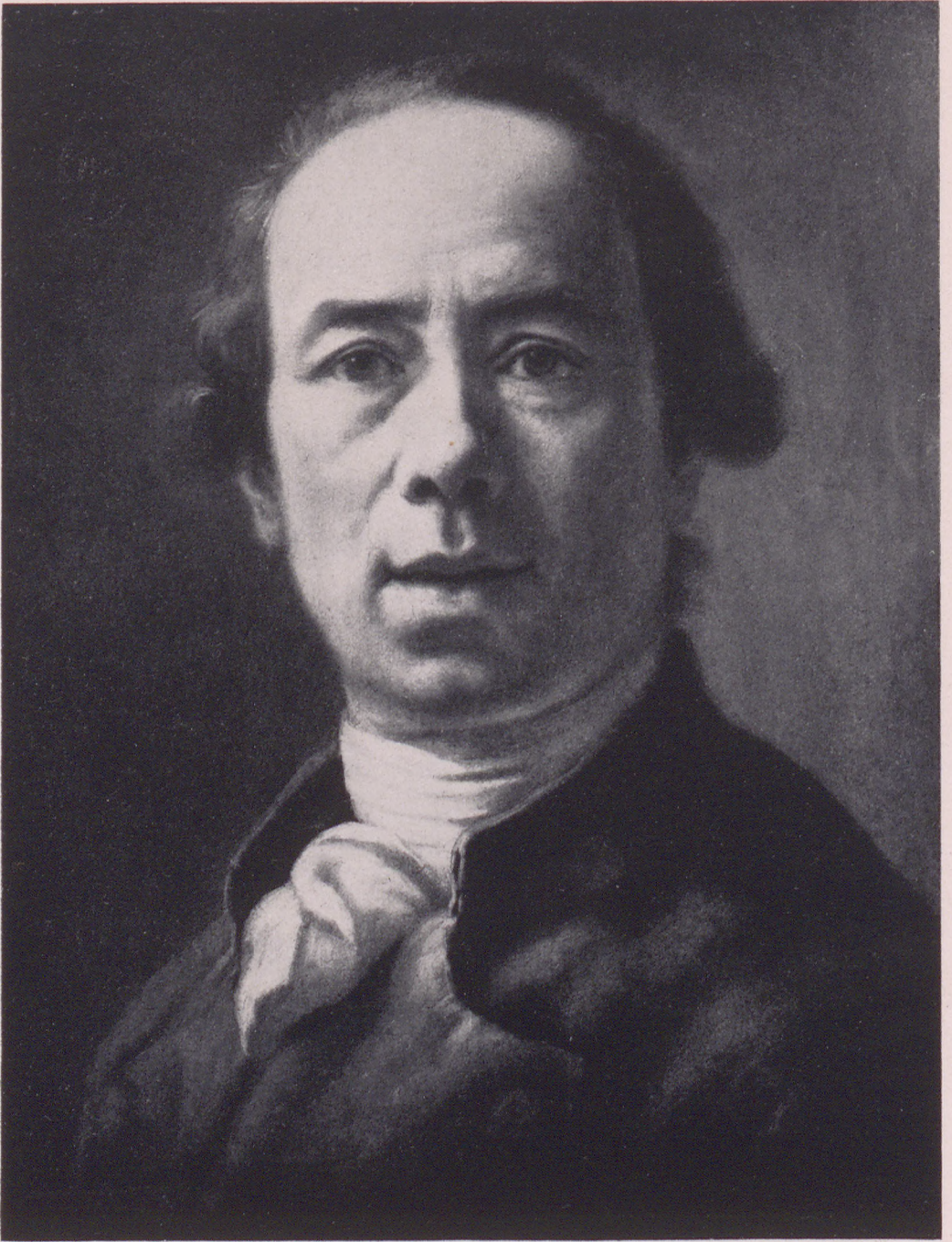
Selbstbildnis einer unbekanntes deutschen Malerin,
als Minerva verkleidet mit Helm und Schild,
(deutsch, 17. Jahrhundert) Teilstück



Unbekannte deutsche Malerin: Selbstbildnis, gemalt 1654



Christoph Paudiss (1618—1667): Bildnis eines Arztes



Anton Raphael Mengs: Selbstbildnis

Tragik seines Kampfes um die große Komposition in einer künstlerisch unsicher gewordenen Zeit zu begreifen.

Groß und bedeutend ist Lovis Corinth (geb. 1858 in Tapiaw, gest. 1925 in Zandvoort). Zu dem lange dem Museum gehörenden Bild der Gefesselten sind zwei neue, fast lebensgroße Akte gekommen, die Venus, 1906 (den ursprünglich dazugehörenden Mars hat Corinth übermalt und die Leinwand seitlich abgeschnitten), und die Frau mit dem weißen Tuch, 1909. Besonders dieser Frauenakt ist herrlich gemalt. Ein gleichmäßig goldgelb zugestrichener Hintergrund klingt mit dem kräftigen Fleischton zusammen, getrennt von diesem durch die bläulichen Perlmuttertöne des Tuchs. Seit Rubens ist Fleisch nicht so blühend dargestellt, von besonderer Delikatesse der rötliche Schimmer der Knie. Mag sich jeder damit abfinden, daß der Ostpreuße sich absolut nicht zum anerkannten Schönheitskanon bekennen wollte. Er ist frei und groß, das genügt, um diese Persönlichkeit mit Stolz als einen sehr bedeutsamen Anteil des Nordostens an der allgemeinen Kunstentwicklung zu buchen.

Von heute lebenden Danziger Künstlern wurden unter anderem ein Feldstrauß und eine Strandlandschaft von St. Chlebowski, eine Dünenlandschaft von Paul Dannot, die Nausikaa in idealer Landschaft von Bruno Paetsch und ein Halbakt von Fritz Pfuhe erworben, alles Werke, die in der Technik der Malerei und der Auffassung des Gegenstandes den hohen Stand der Malkultur in Danzig beweisen. Danzig kann durch die ursprüngliche Begabung seiner Künstler und ihr ernsthaftes Ringen um die Form, das sich ebenso fern von den Auswüchsen letzter Jahrzehnte wie von augenfälliger Effekthascherei gehalten hat, wieder einen führenden Anteil unter den deutschen Städten beanspruchen. Das wurde auf der Ausstellung der Danziger im Berliner Künstlerhaus 1938 allgemein und freudig anerkannt.

So ist die Danziger Gemäldegalerie in weniger als einem halben Jahr um ein halbes Hundert Werke bereichert worden. Der Museumsleiter hat sich, für Zeiten Verwaltung und wissenschaftliche Beschaulichkeit abwehrend, mitten ins geschäftige Treiben des infolge der Kriegsverhältnisse schon recht dürftig ausgestatteten Kunsthandels



Ed. Bischoff: Mädchenbildnis

gestellt und gierig nach allem gegriffen, was ihm wertvoll erschien. Und es gewinnt ja so vieles aus der großen Zeit der Ölmalerei Tiefe und Wert, wenn man es liebevoll betrachtet, und der Wunsch wächst übermächtig, es zu halten und hinzustellen für jedermann, der gewillt ist, sich hinzugeben und sich erheben zu lassen. Jedes spricht zwingend und klar von einer straff gestalteten Welt, und dann hängt für den Wissenden die ganze Atmosphäre der Zeit in einem unsagbar reichen Gemenge daran: die tragische dunkle Naturversponnenheit Ruisdaels, die behäbig großartige Bukolik Cuyps, die wendige Eleganz Wouwermans, der Adel van Dycks, die Hintergründigkeit des Paudiss, die grobschlächtige Großheit Corinths. Jedes trifft eine besondere menschliche Note. Was kann uns das heute bedeuten? Ehrfurcht vor der Vergangenheit, eigene Bereicherung und Weitergabe unvergänglicher seelischer Werte an die Nachkommenden.

WINTERBILD AUS DER TUCHELER HEIDE

*Wie ohne Atem, unter Eis und Schnee
Liegt vor dem Kranz der dunkelgrünen Tannen
Gedeckt vom Wolkenbaldachin ein See.*

*Der letzte graue Vogel flog von dannen.
In tiefen Fährten zieht das schmale Reh,
Des weißen Todes Müdigkeit zu bannen.*

*Die Luft ist still. Und selbst die Frage schweigt,
Da weder Leid noch Lachen sie erregen —
Des Herzens Wachsamkeit ist kahl verzweigt.*

*Von Ost zu West drängt wie ein stumpfer Degen
Das Licht ins Grau, aus dem das Dunkel steigt —
Die Nacht geht um und ist auf allen Wegen.*

*Nun aber reckt sich in verwehtem Grunde
Hoch über diese große Bangigkeit
Von Ahne und zu Enkeln das Gesunde*

*Und rührt die Himmel aller Ewigkeit
Mit seinem Dasein. Und es fliegt die Kunde
Als Siegruf klingend über Raum und Zeit: —*

Da bläst der Westenwind aus warmem Munde . . .

ERICH POST

Der Kompanieschreiber

Erzählung von HansUlrich Röhl

Schreiber sind nicht nur im Zivilleben verhältnismäßig unbeliebte Leute, auch beim Kommiß hat man sie nicht allzu gern, obschon man ihnen, da wie dort, in den weitaus meisten Fällen bestimmt Unrecht tut, denn das Schreiben ist nunmal ihr Beruf und dabei bleibt es doch gänzlich ohne Belang, wie man sein Geld verdient — Hauptsache, man erfüllt gewissenhaft seine Pflicht! Immerhin, gerade beim Kommiß pflegt man die Schreiber mit besonderem Mißtrauen zu betrachten, ja, ein paar ganz voreilige junge Bettenbauer gehen in ihrem zunächst noch verzeihlichen Irrtum häufig sogar so weit, sie mit Drückebergern und Etappenhengsten in einen Topf zu werfen und unterscheiden sich darin in nichts von jenen unvermeidlich-unverbesserlichen Stammtischstrategen, die jeden Soldaten, der zum Troß oder Nachschub gehört, als nicht vollwertig ansehen zu müssen sich berechtigt glauben — Kinder, was hat es so eine Schreiberseele doch gut gegen einen Landsler! Sitzt bei Wind und Wetter gemütlich in der warmen Schreibstube, macht sich nicht die Klamotten dreckig und klappert ein bißchen auf der Schreibmaschine herum, als ginge es nicht ohne den leidigen Papierkrieg; ist außerdem die rechte Hand vom Spieß, versteht es, sich beim Häuptling Liebkind zu machen und weiß als in alles eingeweihter Ia immer schon annähernd vierundzwanzig Stunden vorher, was mit der Kompanie passieren wird in nächster Zeit — wer an der Quelle sitzt, wird ja schließlich nicht dursten, und wenn man wie die auf der Schreibstube obendrein die Urlaubsscheine sozusagen direkt vor der Nase hat — na ja, ist doch man klar, daß sich da allerhand deichseln läßt!

Wie immer dem auch in Wirklichkeit sei, so und nicht anders dachten auch viele von uns bei der dritten Kompanie, als wir An-

fang Juli 1939 unsere Kaserne bezogen hatten und nach längerer Pause seit der aktiven Dienstzeit unversehens wieder einmal den üblichen Schliff zu spüren kriegten, ohne den es bei den Preußen nicht geht und im Grunde genommen auch gar nicht gehen kann, wenn alles wie am Schnürchen klappen soll zur rechten Zeit. Unser Kompanieschreiber war der Gefreite Helmuth Gerz, im Zivilberuf Stadtinspektor, ein stiller blasser Mensch, der es mit den Nieren hatte und deswegen eigentlich nach Hause geschickt werden sollte vom Stabsarzt, auf seinen dringenden Wunsch hin aber bei der Truppe belassen und der Schreibstube zugeteilt worden war. Wir mochten ihn vom ersten Tage an gern, und auch die ganz Rauhen auf seiner Stube, die anfangs immer auf ihm herumhackten und dadurch dem „Schreibstubenbullen“ oder „Bürohengst“ ihre soldatische Überlegenheit bekunden wollten, merkten sehr bald, daß sie gegen die Ruhe des um etliche Jahre älteren Kameraden letzten Endes doch nichts auszurichten wußten — der ließ sich durch solcherlei Plänkeleien keineswegs aus dem Konzept bringen, hielt im übrigen musterhaft seinen Kram in Ordnung, fiel wider Erwarten auch beim Stubendienst nicht unangenehm auf und erwies sich binnen kurzem in jeder Hinsicht als vorbildlicher Kamerad, zu dem bald dieser und jener mit einem Anliegen kam und stets Hilfsbereitschaft fand, ganz gleich, ob es sich um das Aufsetzen eines dringenden Urlaubsgesuches oder um die Abfassung eines wichtigen Schriftsatzes für Unterstützungsanträge der Angehörigen handelte; als einzige Gegenleistung mußte ab und an das Gewehrreinigen für ihn übernommen werden, vor dem er sich brennend gern drückte, aber dabei konnte niemand etwas finden, das war man von Männern mit ‚Klavierfingern‘ schon gewöhnt!

Nach und nach wandelten sich die deren Anrufe wie „Schreibstubenbulle“ und „Tintenkuli“ in die durchaus wohlklingenderen Formen wie „Schreiberseele“ oder, sanfter noch, „Schreiberchen“, und auch den letzten Querköpfen ging im Lauf der Zeit der Seifensieder auf, daß es mit der scheinbaren Herrlichkeit eines Kompanieschreibers nur halb so wild bestellt sei, nee nee, für jeden wäre das wohl denn doch nichts, hols der Geier! Immer mit dem Spieß zusammen und dessen Getöse anhören müssen, immer die Anpiffe vom Häuptling, wenn mal nicht gleich alles nach Wunsch ging (und das kam bei dem nervösen Herrn reichlich oft vor!), ewig auf der Schreibstube sitzen und auf dem Kasten 'rumklappern, auch nach der Befehlsausgabe noch, mitunter bis tief in die Nacht hinein — nein, Außendienst ist Außendienst, da hat man doch wenigstens seinen geregelten Feierabend und kann sich mal aus dem Bau rühren, so'n Schreiber ist ja beinahe verheiratet mit dem Spieß, der egalweg einen am Bammel haben muß, vielen Dank auch für sowas!

Dann kam der Krieg, und wir räumten die Kaserne. Vorübergehend wurde ein entlegener Vorortpark unser Quartier, und da ließ es sich ganz gut leben, zumal nach Dienstschluß auch Besucher zugelassen waren und sich unter den alten Bäumen bei schönstem Spätsommerwetter eine Art idyllischen Familientreffens entwickelte: es fanden sich am Nachmittag die Bräute (einschließlich solchen, die es werden wollten!) und Frauen ein, es erschienen die Mütter und Väter, und es kamen vor allem in großer Zahl die Kinder, die über den Rasen tollten, als gäbe es keinen Krieg in der Welt sondern nur ein bißchen Manöverromantik mit Biwak, Abkochen und fröhlichem Lagertreiben. Freilich, unserem Kompanieschreiber blieb auch hier der Papierkrieg nicht erspart, trotzdem ihm für seine Arbeit nunmehr eine Kiste noch mit dem Allernotwendigsten verblieben war und er seine ‚Schreibstube‘ unter einer mächtigen Linde aufgeschlagen hatte, wobei ihm eine Bank als Schreibtisch und ein Holzklotz als Sitzgelegenheit diente — im Gegenteil, es gab eine Menge Schreiberei mit Soldbüchern und Erkennungslisten, und alle Augenblicke kam ein Melder mit neuen Bataillons- oder Regiments-

befehlen, die umgehend bearbeitet werden mußten und keine Zeit für ein Plauderstündchen mit der Frau gestatteten, die mit den Kindern zum Besuch gekommen war. Ab und zu sah Helmuth Gerz von seiner Arbeit zu seinen Lieben hin, winkte dem Bübchen zu, das in seiner Nähe herumstrich und zuckte nur bedauernd die Achseln, wenn die Frau auf die Uhr deutete und in stummen Fragen zu ihm herüberschaute. Kurz vor dem Dunkelwerden gab es dann endlich auch für ihn Feierabend, und wir sahen ihn ausgelassen mit den Kindern spielen und nachher beim Abschied zärtlich den Arm um die Frau legen, mit der ihn, wie wir aus gelegentlichen Gesprächen wußten, eine tiefe Liebe verband.

Bald darauf, am dritten Septembertag, rückten wir ab, überschritten nach wenigen Marschstunden die Grenze und kamen bereits am übernächsten Abend in erste Feindberührung — die Feuertaufe ging erregend über uns hinweg. In diesen Tagen, deren Erleben sich uns unauslöschlich ins Gedächtnis grub, verloren wir unseren Schreiber aus den Augen; er war dem Troß zugeteilt worden, der bekanntlich immer ein paar Kilometer hinter der vordersten Linie zurückbleiben muß, was aber, um es ein für alle Mal klarzustellen, keinesfalls einer sogenannten „Lebensversicherung“ gleichkommt: Gefechtsfahrzeuge, Feldküche und Munitionsnachschub gehören zum Kampf wie alles andere auch, sind nicht minder Front und nicht weniger wichtig als diese; in Feindesland ist überall Krieg, überall Einsatz, da ist jeder Soldat, ganz gleich, ob er den Verpflegungswagen fährt, Erbsen mit Speck kocht oder schweren Herzens einen Brief zu Papier bringen muß, den der Kompanieführer in einer Kampfpause an die Angehörigen eines gefallenen Kameraden diktiert hat — nur jene Stammfischstrategen machen da Unterschiede, aber die zählen gottlob nicht mit in ihrem Urteil, das mag ihnen allenfalls bei Skatfragen zugebilligt werden!

Während also die Kompanie im Vormarsch und damit den Polen auf den Fersen blieb, lag der Troß in einem rückliegenden Dorf; als Quartier war ein verlassenes Gut bestimmt worden, wo sich die Männer bis zum Eintreffen weiterer Befehle schnell einigermaßen häuslich eingerichtet hatten. Das Gebiet galt als feindfrei, die

erste Nacht in der Scheune war ruhig verlaufen und die ausgestellten Wachen hatten nichts Verdächtiges entdecken können — so sah denn der nächste Morgen ein recht friedliches Leben auf dem Gutshofe. An der Pumpe waren etliche beim Waschen und Rasieren, der Schmor brachte an seiner Küche ein Bullenfeuer in Gang, nachdem er in aller Frühe ein nettes Schweinchen geschlachtet und zu einem nahrhaften Gulasch verarbeitet hatte, das den Kameraden vorne wohl munden sollte; die Fahrer schälten eifrig Kartoffeln und aus den Fenstern des Gutshauses schallte das Klappern der Schreibmaschine herüber, denn Gerz hatte seinen Kasten vom LKW. bekommen und sich über seine Meldungen hergemacht, die er dem Hauptmann am Abend zur Unterschrift vorlegen wollte.

In dieses so ganz und gar friedensmäßige ländliche Idyll fiel jedoch jäh und unvermutet ein greller Mißton: aus der Richtung der Scheune, die das Viereck des Hofes nach hinten zu abschloß, dröhnte hart ein Schuß herüber, der sogleich ein wildes Geknalle im Gefolge hatte! Einen Herzschlag lang standen die Männer wie gelähmt, aber ehe sie noch in plötzlichem Begreifen zu ihren Gewehren stürzen konnten, war es auch schon geschehen, ein schwer bewaffneter Haufen versprengter Polen brach in den Hof ein und kam, aus allen Läufen feuernd, so schnell über sie her, daß sie sich dem heiseren Gebrüll ihres Anführers, die Hände hoch zu nehmen, nach heftigem aber völlig aussichtslosem Widerstand wohl oder übel beugen mußten — verflucht nochmal, da waren sie ja in eine böse Tinte geraten, hundsgemein sowas, am Ende hier schon sein Testament machen zu müssen, ohne auch nur einen Finger rühren zu können und dazustehen wie — — —

In diesem Augenblick knallt es hinter ihnen und der Pollackenhauptling fällt auf die Nase und ist hinüber; es knallt und knallt abermals und bis die Panjes recht erfaßt haben, was eigentlich los ist, liegen schon die nächsten mausetot oder schwer angekratzt zu ihren Füßen, von der Hand des geheimnisvollen Schützen kunstgerecht umgelegt wie die Figuren einer Schießbude. Unsere Männer sind derweil blitzschnell in Deckung gegangen, denn die Polkis haben sich jetzt ermuntert und ballern gefährlich in der Gegend herum, um endlich Luft zu

bekommen. Aber ihr Gegner ist auf der Hut, der steckt irgendwo im Gutshaus und putzt einen nach dem andern von ihnen ab, ohne selbst jemals richtig sichtbar zu werden. Die letzten beiden, die noch übrig bleiben, suchen ihr Heil in der Flucht, doch kriegt der eine unversehens eins mit dem Spaten über den Schädel, der andere wird von kräftigen Armen umklammert und muß seinen Schießprügel fallen lassen — — —

Das Ganze dauerte nur ein paar Minuten und rollte vor den Augen der Troßmänner wie ein Film ab, aber nun machte doch ein hörbares Aufatmen die Runde — Himmel, Arm und Wolkenbruch, wie leicht hätte das schief gehen können, wäre nicht in höchster Bedrängnis Rettung gekommen aus dem Haus! Wer aber, um alles in der Welt, hatte da derart meisterhaft die Knarre gehandhabt, doch nicht etwa die biedere Schreiberseele namens Gerz?? Tatsächlich, jeder Zweifel war ausgeschlossen: eben tauchte der in voller Lebensgröße im Fensterrahmen auf, freundlich grinsend über so viel unverkennbare Verblüffung auf den Gesichtern seiner Kameraden. Im nächsten Augenblick stürmten die ins Haus, holten ihn mit Triumphgeschrei heraus und erdrückten ihn fast vor Jubel und Begeisterung, so daß er in seiner Bescheidenheit ordentlich verlegen wurde darüber!

Eine Stunde später kam der Spieß vom Bataillon zurück, sah sich die Bescherung auf dem Hof an und hörte, was Unteroffizier Lebb zu berichten wußte über den Vorfall, bei dem zwar ein Toter und vier Verwundete zu beklagen waren, der jedoch sehr leicht hätte allen das Leben kosten können. Und ganz gegen seine sonstige Gewohnheit ließ Hauptfeldwebel Freytag jegliches Knurren diesmal, sah von einem zum andern, ging dann auf den Schreiber zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Haben Sie gut gemacht, Gerz, ist doch Verlaß auf die Schreibstube, auch wenn's mal brenzlich kommt! Hoffe übrigens, die Belohnung bleibt nicht aus; Und da Sie das Schießen so gründlich besorgt haben, wird das Gewehrreinigen ein anderer übernehmen — damit kommen Sie ja doch nicht zurecht, was?!“

Es muß noch erzählt werden, daß die angekündigte Belohnung wirklich nicht ausblieb, im Gegenteil, sie ließ in diesem Falle

nicht einmal lange auf sich warten. Schon ein paar Tage danach verteilte unser Hauptmann die ersten Eisernen Kreuze im Feldzug der achtzehn Tage, und als die Reihe an den Gefreiten Gerz kam, da hielt er eine kleine Extrarede, die einzig und allein unserem Kompanieschreiber galt und kurz und bündig besagte, daß im Kriege eben jeder seinen Mann stehen müßte, gleichgültig, ob er seine Pflicht vorne beim Angriff oder ein Stück weiter hinten beim Troß täte; immer nur käme es, wie ja das Beispiel des Gefreiten Gerz gezeigt hatte, auf den Kerl an, der in der Uniform steckte und nicht auf den Posten, den er bekleidete!

Dem wäre nun eigentlich nichts mehr hinzuzufügen, obzwar es wünschenswert

erschiene, wenn auch die bereits mehrfach erwähnten Herrn Stammtischstrategen davon Kenntnis nehmen würden für ihre künftigen Bierabende bei Skat oder Doppelkopf!

Unser wackerer Schreiber aber ist bis auf diesen Tag bei der Kompanie geblieben, nur, daß er heute dort selber als Spieß wirkt und seinen Männern ein vorbildlicher Vorgesetzter ist. Und daß er inzwischen auch das EK. I bekommen hat, sei so nebenbei noch vermerkt; wofür, will er allerdings nicht näher erörtern, sowas liegt ihm nicht.

Aber wir wissen auch ohnehin, daß es ihm gewiß nicht für einen Pappensiel zuerkannt worden ist — halbe Sachen sind nun mal nie sein Fall gewesen!!

BESUCH BEI EINER MUTTER

*Vor kurzem war's, daß er gefallen,
ihr jüngster Sohn. Ich spür in allen
den kleinen Dingen, die hier stehen,
sein Wesen, seine Unbekümmertheit,
sein Drauf und Dran, das ihm geblieben,
bis sich der junge Geist verflüchtet.*

*Was gliche einer Mutter Lieben? —
Sie hatte schon für die Studentenzeit
ein jedes Stück dem jüngsten Sohn gerichtet.
Und doch, kein Wort wird Bitterkeit und Klage,
sie sinnt sich in die Heiterkeit vergang'ner Tage.
Wie sie versunken von der schönen Zeit erzählt,
hat sich ein Lächeln mit dem tiefen Harm vermählt,
dem Harm, der unablässig, nie verwunden
der Mutter bleibt in allen Erdenstunden,
die sie als ein Gedenken lebt.*

*Wir scheiden. Aus dem Raume hebt
das Angesicht des Toten sich in blassen
und opfervollen Zügen, so wie er verblich
und all den anderen Gefall'nen glich. —*

Die stillen Kameraden werden uns wohl nie verlassen.

BERTHOLD WIEGAND

Das Mädchen Föhnwind

Erzählung von Max Lippold

Es gab eine Zeit, da ich in einem großen Park beschäftigt war. Es war ein selten schöner Park, der das Schloß des reichen Jagdherren umgab. Uralte Alleen und hundertjährige Bäume, Terrassen und Lauben und Teiche, Glashäuser und Wintergärten machten den Park zu einer Sehenswürdigkeit. Auf dem Tennisplatz sah ich Föhnwind zum erstenmal. Sie war ganz in Weiß und spielte mit der Hauslehrerin, und die Lehrerin verlor Satz um Satz. Sie mußte verlieren, denn Föhnwind war viel flinker und gewandter, sie flog nur so über den Platz und erreichte jeden Ball. Sie war ein Quecksilber, immer da und doch nicht zu fassen. Siebzehn Jahre konnte sie sein, nicht älter als ich. Während sie spielten, stand ich hinter dem Gebüsch, stand mit heißen Wangen und nahm mir vor, dem Mädchen Föhnwind einen Rosenstrauß zu schenken. Ich hatte ja viele Rosenbeete, Rosen in allen Farben. Ja, natürlich, dieser Gedanke drängte sich mir buchstäblich auf. Am besten, ich ging hin und steckte ihr eine dunkelrote Rose an das weiße Kleid. Jawohl, das brachte ich fertig.

Aber es kam so, daß ich es doch nicht wagte. Nein, nein, dazu gehörte ein ungeheurer Mut, Außerdem fiel mir ein, daß ich keine Rosen hatte, die mir gehörten. Der strenge Gartenmeister wußte um jeden Grashalm, ihm blieb nichts verborgen. Aber ich könnte es ja darauf ankommen lassen, ich stahl die Rosen einfach. Es brauchte ja nicht sofort zu geschehen. An einem der nächsten Tage vielleicht, wenn Föhnwind allein durch den Park ging. Sie war eben erst gekommen, gestern oder heute, und man durfte nicht zu aufdringlich sein.

Föhnwind war eine Langschläferin. Ich hatte schon zwei oder drei Stunden gearbeitet, wenn sie aufstand und den Kopf durch das Fenster steckte. Ich hielt mich um diese Zeit in der Nähe des Schlosses auf und schnitt den Rasen, obwohl da nichts zu

schneiden war, und wenn sie das Fenster öffnete, rief ich zu ihr hinauf: „Guten Morgen, Föhnwind!“ Und seht, sie fragte lächelnd zurück: „Wer ist Föhnwind, wen meinst du damit?“ — „Dich natürlich.“ — „Mich?“ — „Ich habe mir den Namen gestern ausgedacht, als du mit der Lehrerin Tennis spieltest. Er paßt großartig zu dir.“ — „So, so“, drohte sie mir mit dem Finger und verschwand vom Fenster.

Später kam sie in den Park. Sie trug ein rotes Kleid und sah allerliebste aus. Ich war darauf nicht gefaßt und wußte nichts Besseres, als ihr die Handmähmaschine zu erklären. Sie zeigte kein Interesse dafür. Ich begann von Rosen zu sprechen und sagte, daß sie für das rote Kleid eine weiße Rose haben müsse. Dabei stand ich ganz dicht vor ihr und deutete an, wie dieselbe auf der Brust zu befestigen wäre. Sie schlug mir jedoch auf die Finger und lief böse davon. Ich sah, daß sie erst vor dem Glashaus stehen blieb.

Also so war das Mädchen Föhnwind! Sie konnte den Menschen auch nicht die Spur ins Herz schauen. Hatte ich denn überhaupt das Kleid berührt? Stolz und eingebildet war sie. Nein, es lohnte sich nicht, für sie Rosen zu stehlen. Ich nahm mir vor, sie überhaupt nicht mehr anzusprechen. Außerdem würde ich sie nicht mehr Föhnwind, sondern Auguste oder Karoline nennen, ganz gleich wie.

Vom Glashaus her hörte ich sie rufen. Sie rief mich, ich solle kommen. Wie, was denn? Nein, ich wollte nicht, aber da hatte ich auch schon die Grasmachine stehen lassen und war bei ihr. Föhnwind stand da, die Nase gegen die Glasscheibe gedrückt, und spähte ins Innere des Hauses. „Du Lieber, das sind doch Pfirsiche!“ rief sie. „Sind es nicht Pfirsiche?“ Freilich waren es Pfirsiche, und sie wurden jetzt gerade reif. „Du, laß mich hinein. Bitte, bitte.“ — „Nein, kein

Gedanke daran!“ sagte ich mit Manneswürde und rächte mich für vorhin. „Das darf ich nicht.“ — „Das darfst du nicht?“ — „Der Alte hat sie alle gezählt. Es sind genau fünfundsechzig Stück. Und nur ich allein besitze einen Schlüssel.“ — „Das ist ja großartig!“ rief sie. „Ich möchte mir doch nur alles anschauen.“ — „Was ist großartig? Das ich zum Teufel gejagt werde?“ — „Ach! Das du einen Schlüssel hast. Bitte, bitte!“ Wie dieses Quecksilbermädchen bitten konnte! Sie faßte meinen Arm und zog mich zur Tür. Ich hätte sie müssen auf die Finger schlagen . . .

Nein, Föhnwind durfte sich alles anschauen. Ich schloß die Tür auf. Wie ein Schmetterling huschte sie hinein, und noch ehe ich selbst über die Schwelle war, hatte sie schon einen rotbackigen Pfirsich im Mund. „Pst! Still!“ flüsterte sie und hauchte mir einen Kuß auf die Wange. Wie, hatte sie mich geküßt? „Nur diesen einen“, hörte ich sie sprechen, und ihre Hand griff nach dem zweiten. Ich war in äußerster Erregung und schielte mit einem Auge durch die Scheiben, ob der Alte käme. Föhnwind lächelte und wiegte sich in den Hüften, während sie aß. Dieses Schelmengesicht machte mich völlig hilflos. Ich mußte sie jetzt ohrfeigen, bei den Haaren fassen und durch die Scheiben stoßen, jawohl. Das Unglück nahm immer größere Formen an. Es war schon der dritte Pfirsich. „Geh jetzt!“ schrie ich und war dem Weinen nahe. Ich griff nach ihr, aber sie ließ sich nicht fangen. Sie war wie Quecksilber. Plötzlich stand sie still, ich umfaßte sie und wußte nicht, ob ich sie hinauswerfen oder küssen sollte. Ich küßte Föhnwind. Das Lächeln schwand für einen Augenblick aus ihrem Antlitz. Sie sah mich mit seltsam schimmernden Augen an, dann riß sie sich los, griff noch nach dem vierten Pfirsich im Laufen und eilte durch die Tür.

In der Abenddämmerung ging ich noch einmal in den Park und warf eine Handvoll Sand gegen Föhnwinds Fenster. Und seht, das Wunder geschah, sie kam. „Hier können wir nicht bleiben“, sagte sie. „Du hast doch den Schlüssel bei dir?“ Ja, den hatte ich, wenigstens heute noch. Morgen würde das Unglück hereinbrechen. Jawohl, mir war es jetzt einerlei. Ich schloß die Tür auf.

Es wurde ein schöner Abend mit Föhnwind. Sie blieb lange bei mir und war so

zärtlich, daß ich zuletzt den Verstand verlor und selbst für sie Pfirsiche pflückte. Jawohl. „Iß, so viel du magst“, sagte ich mit Todesverachtung. „Soll ich den Pfirsichbaum absägen und in dein Zimmer bringen? Nein? Doch, das bringe ich fertig.“ Und ich begann nach einer Säge zu suchen.

Föhnwind griff nach meiner Hand und sagte: „Komm jetzt, ich glaube, du bist verrückt geworden.“

In dieser Nacht schlief ich draußen im Park.

Am anderen Morgen kam der Gartenmeister wie ein wilder Stier auf mich zu, packte mich am Kragen und schob mich vor sich her ins Zimmer des Jagdherren. Dabei knirschte er mit den Zähnen, daß es sich wie „sechzehn Pfirsiche“ anhörte. Ich hatte schon in der Nacht mit dem Leben abgerechnet und war ganz gelassen. Die Sache lief für mich indes günstiger ab als erwartet. Ich habe heute nur noch einen Satz aus der heftigen Unterredung in Erinnerung, nämlich, daß man dem, der in kleinen Dingen nicht ehrlich ist, keine größeren Werte anvertrauen kann. Darauf lief ich in den Park und ließ mich einen halben Tag nicht sehen. Ich wartete, daß Föhnwind kommen und mich trösten sollte. Gegen Abend traf ich sie und streckte ihr beide Hände zum Gruß entgegen. Sie trug heute ein grünes Kleid. Den Schlüssel? Ja, Gott, den hatte mir der Alte für ewige Zeiten abgenommen. Damit war es jetzt aus. „Das ist schade“, sagte sie. Ach, wie traurig Föhnwind wurde! Das Herz tat mir weh. „Komm, ich schlage die Scheiben ein“, sagte ich entschlossen.

Unsinn, das wollte sie nicht, Sie ließ mich in meiner Not allein. Drei Tage wartete ich jetzt auf Föhnwind vergebens, und auch die Sandkörner, die ich allabendlich gegen das Fenster warf, rührten sie nicht. Am vierten Tag spielte sie wieder Tennis mit der Lehrerin, und ich ging hin und machte ihr Vorwürfe. Ich sprach frei aus, was mich bedrückte. „Du hast ja keinen Schlüssel mehr“, erwiderte sie, ohne mich zu beachten oder das Spiel abzubrechen. Nein, freilich hatte ich keinen Schlüssel mehr, aber sollte das etwa heißen, daß sie mich nur der Pfirsiche wegen geliebt hatte? Mir stieg das Blut in den Kopf. „Schlange!“ zischte ich. Ein Ball flog mir vor die Füße.

und ich stampfte ihn mit dem Stiefelabsatz in die Erde, anstatt ihn aufzuheben. Auguste sollte sich vor mir in acht nehmen!

Im Treibhaus pflegte der Jagdherr zuweilen sein Gewehr an die Wand zu hängen, wenn er von der Jagd kam. Das fiel mir jetzt ein, und ich ging hin, um es zu holen, fand es jedoch nicht. Nein, es war ein Unglück, daß ich es nicht fand. Ich wartete zwei Tage, daß das Gewehr kommen sollte, und als es schließlich da war, steckte keine Patrone im Lauf. Das war ein weiteres Unglück. Ich hatte kein Glück im Leben.

Ich traf Föhnwind noch einmal auf der Terrasse. Sie trug ein graues Kleid und sagte: „Ja, nun reise ich wieder fort. Leb wohl.“ — „Wie, sofort, heute schon?“ — „Ja, in einer Stunde.“ — „Warte, bleibe hier einen Augenblick stehen“, sagte ich und lief zu den Rosenbeeten hinüber. Ich brach zwanzig der schönsten Rosen in allen Farben. Dabei sah ich, wie der Alte mit einem Eisenrohr in der Hand daher kam. Ich gab nichts darauf. „Hier, Föhnwind, den Strauß schenke ich dir zum Abschied. Leb wohl.“ — „Ja, danke“, sagte sie und wurde rot. „Vielen Dank!“ Dann ging sie.

BRIEF INS FELD

*Nun schläft Dein Kind. Still ist's um mich.
Sacht kommt die Nacht. Ich denk an Dich.
Am Himmel wacht der Sterne Schein.
Mein Herz muß nun ganz bei Dir sein.*

*Schwer war der Tag, und ich bin müd';
Doch geht durchs Herz mir stolz ein Lied,
Das singt vom Dienen; schaffe ich,
Ist's für Dein Kind und auch für Dich.*

*Seid ohne Sorg'! Die Heimat steht
Getreu und fest, und Liebe geht
Unsichtbar immer zu Euch hin.
Fühlst Du jetzt, wie ich bei Dir bin?*

*Dein schlafend Kind lacht leis im Traum.
Uorm Fenster rauscht im Wind der Baum.
Die Sterne leuchten tröstlich mir,
Und soviel Grüße schick' ich Dir.*

JULIUS BANSMER

Rebellion um Preussen

(Heinrich von Plauen)

Tragödie in 3 Akten von Friedrich Bethge

(2. Fortsetzung.)

II. Akt

1. Scene

Konventsaal der Marienburg. Plauen, Zollern, Rüdemeister, Brendel, Gans, Reuß, Georg, Hans und weitere Gebietiger und Ordensritter.

- Plauen: Gebietiger — wert dieses Namens! Wir haben euch gerufen, zu hören eure Rechtfertigung, nicht zu rechtfertigen Uns! Eis schlägt der Auflehnung Uns entgegen, wert, daß des Ordens Feind am Bollwerk solcher Mienen die Stirn einrennte! Wir aber sind gewillt, zu brechen solche Festen, und den Konvent berufen Wir nicht fürder, solange ihn Auflehnung zusammenhält und Eigennuß.
- Zollern: Euer Gnaden sehen uns betroffen, wohin solch Wort in solchem Raum uns zielt.
- Gans: Jeremiä Schreien war ein Säufeln, Seiner Gnaden jeglich Wort eine Stückfugel! Erhebt aber der Konvent die Stimme, Seiner Gnaden bei Zeiten — Antwort gebend, dann ist's Drommete des Gerichts!
- Plauen: O, daß Gewissen deine Wangen bleichte wie Alter dir das Haar! O, daß du weiß geworden und so gar nicht weise! Wo ist das Gold, rebellische Komture, das Wir gefordert um die gemeine Not, — das Silber, das ihr mit heuchlerischer Frömmigkeit Uns vorenthaltet: es sei — Kirchengesäß!? Seid ihr Uns Krämer, sind Wir: der von Plauen! — und den Komtur von Danzig, Unfern Bruder, bestallen Wir mit jeglicher Vollmacht, die Auslieferung alles Gold- und Silbergeräts zu überwachen! — und das Kreuz des Heils reißen Wir von unwürdigen Schultern! — denn Wir lieben dieses Land — um seiner Marter willen! — und seine Not, zu den Engeln aufschreiend, macht Uns die Augen überfließen, doch nimmer eure Herzen! Großkomtur, ehrwürdiger Bruder Zollern, der Reinheit deines Herzens bleibt Unser Ohr offen, nicht immer deiner Milde; denn die Zeit ist arg! Michael Rüdemeister — zurück von Rom! Wir harren des Berichts — willkommenes Botel!
- Rüdemeister: (überreicht das Pergament) Seine Heiligkeit entbietet Eurer Gnaden väterlichen Gruß. Der treu sorgende Vater der Christenheit ist gesonnen, die Abberufung Heinrich Vogelsangs, Bischofs — —
- Plauen: — — und Verräters von Ermland — —
- Rüdemeister: — — wohl zu erwägen. Auch ist der Heilige Vater gesonnen, des jungchristlichen Königs Jagiello Begehren und ermländisch Träumen nicht zu dulden, so auf einen Keil im Ordensland Preußen zielt —
- Plauen: (der inzwischen das Pergament durchgelesen) — — allein — — um der christlich hohen Mission der Kurie in Litauen willen verspricht der heilige Vater die preussische Ordens-Diözese Ermland keinem Le-

benden zu verleihen gegen den Einspruch der polnisch jungchristlichen Majestät, — und dies auch den darin so hartnäckigen Hochmeister wissen zu lassen — bei seinem Zorn! — genug! — genug! — genug! Was tun Jagiellos Greisensfinger lüftern in Unserm Ermland? Schützt der Heilige Vater Hochverräter, „um der christlich hohen Mission der Kurie in Litauen willen“, — so schützen Wir Unser Land.

Rüchmeister: Wenn es Eurer Gnaden beliebte! Rom sähe römische Bischöfe in Ermland lieber als gewisse Vertraute Eurer Gnaden. Wiclessche Gärungen im Orden sind Rom nicht unbekannt.

Plauen: Gärungen in Rom sind Uns nicht unbekannt. Hat der Orden drei Hochmeister oder hat Rom drei Heilige Väter? — daß der Heide frech spotten darf: „die Christen haben nun — drei Götter! — will der eine ihnen ihre Sünden nicht vergeben, so gehen sie zu dem andern.“ In Prag gärt es, in England, in Rom gärt es, im ganzen Heiligen Römischen Reich mit seinen dreien Römischen Königen gärt es; wie sollte es im Orden nicht gären? Doch das ist Unsre Sache, wie Ermland Unsre Sache ist. Des nehmen Wir Rom beim Worte: keinem Lebenden gelobt der Heilige Vater die Diözese Ermland zu verleihen wider Jagiellos Willen. So bleibt die Diözese Ermland denn — — unbesetzt — und ein Mann Unseres Vertrauens Pfleger an Bischofs Statt! (jubelnder Beifall der jungen Ritter)

Rüchmeister: Glauben Euer Gnaden, den Heiligen Vater — —

Brendel: — glauben Euer Gnaden, den Römischen König ungestraft zu äffen?

Plauen: Des senden Wir ja — Botschaft an die Heiligkeit und Majestät in schuldiger Form! — wie viele Monde währt das? (Gelächter der jungen Ritter)

Gans: Glauben Euer Gnaden, Jagiello ungestraft zu äffen?

Plauen: Nein, ungestraft nicht, Hermann Gans! — nur muß sich's erst erweisen, wer gestraft wird und wer straft! Doch hören Wir zuvor die andere Botschaft! Der Marschall sieht unter sich? — was sieht der Marschall unter sich? Ist er nicht Ränder froher Botschaft Uns vom Kaiser? Hat er nicht verhandelt nach Unserem Gebot, Jagiellos Planen gekreuzt, die Lösung der Gefangenen Uns erwirkt? Was sieht der Marschall unter sich? Gebietiger, Wir schalten euch um kleinen Fehl — vergebt! — ihr habt euch nur vergangen am ärmsten und geringsten Knecht, der Uns sein lezt armselig Zicklein brachte — willig, zur Linderung der gemeinen Not. Seht nicht unter euch, Komture, ihr wußtet nicht, was ihr tatet, ihr ward kleine Rebellen! — aber der Marschall hat deutsches Land preisgegeben! — keinen Fußbreit, — eine Provinz! — der Marschall hat an Jagiello — die Neumark verpfändet!

Georg: (zu Hans) Nun spricht uns jed Gewissen frei!

Rüchmeister: Wenn es Euer Gnaden beliebte, den Boten anzuhören.

Plauen: Der Bote, der das Marschallkleid trägt, will dem Konvent das Liedlein fingen, das man ihm geigte und danach er tanzte! — das Liedlein, wie er aus dem Garn Johannis und Sigismunds in den Keutel Jagielloß ging.

Rüchmeister: Wenn es Eurer Gnaden gefiele: der — Konvent wünschte den Boten zu hören.

Plauen: Wir haben dich gesandt! — Wir gaben dir Auftrag! — Wir haben dir in des Gewissens Ohr gelegen: kein Fußbreit deutschen Lands wird abgetreten, — kein Recht, kein Anspruch! Und Ihr, Herr Marschall, habt gegen solchen Auftrag — —

Rüchmeister: — — einen Vertrag mit Sigismund geschlossen, bestimmt für Euer Ohr — wenn es sich Uns gnädig öffnen wollte! — wonach der Römische König dem Hochmeister seine höchste Hilfe zusagt: wenn Jagiello sich

zu schönem Friedensbruch reizen ließe, alsobald mit Euch im Bunde ihn zu überwältigen und sein Land unter des Kaisers Krone und des Ordens Herrschaft zu teilen. (triumphierende Bewegung der Gebietiger) Die Majestät beschwört Euch, das friedliche Gesicht vor der Welt zu wahren, und um solchen Schein des Friedens willen in die „Verpfändung“ der Neumark für fällige Kontribution zu willigen.

Zollern: Welche Wendung durch Gottes Fügung!
Gans: Der Konvent neigt sich der Weisheit des Marschalls.
Reuß: Der Konvent ist kein Kapitol, Herr Hermann Gans!
Plauen: Die Weisheit des Marschalls neigte sich dem — Konvent!! Was weiß der Marschall Uns zu melden, was Jagiello — durch seinen doppelzüngigen Boten, Heinrich Vogelgang, — der Römischen Majestät dafür verpfändet, daß Sigismund mit ihm zu gleicher Frist vereinbart (ein Pergament hervorziehend): den Orden mit Waffengewalt zu zwingen und das Ordensgebiet unter die Kronen beider Majestäten zu teilen? (äußerste Bestürzung der Gebietiger) Dieses königliche Geheimnis war freilich nicht für Unse Ohren gemünzt, nur hielten Wir sie besser offen als Ihr in Wien und Rom, Herr Oberstmarschall!

Reuß: Nun — schweigt das Kapitol!
Zollern: Wie kamen Euer Gnaden in den Besitz?
Plauen: (zu Rükmeister) Wann du doch lerntest, Tapferster der Tapfern, der Spitze deines Schwerts besser vertrauen als deiner überspizig deutenden Vernunft! Wir nehmen die Majestät als solche, die um ihre Hausmacht besser zittert als um — das Reich. Die Majestät haßt Jagiello, ihren Kronräuber; doch sie — verbündet sich ihm, wann sein Stern steigt. Die Majestät wünschte den Orden mächtig; doch sie verbündet sich — gegen ihn, wann sein Stern sinkt. So befiehlt es die Hausmacht! Die Majestät kämpft um die Majestät! Doch nicht beirrt dies Uns! — und Boten senden Wir an Sigismund, Zustimmung weigernd einem Abkommen, das der Marschall wider Unse Vollmacht einging.

Rükmeister: (entsetzt) — des Kaisers Siegel hängt an dem Pergament!
Plauen: (das andere Pergament hochhaltend) Des Kaisers Siegel hängt an dem Pergament! Füllt Unse Kammern mit Gold, mit Silber, mit Bernstein, entbehrlichem Kirchengeraät — jedwedem! — Wir raten euch gut! — daß Wir Ablösung zahlen schleunigst, — Kontribution an Jagiello! Deutsches Land hastet, eine Provinz, — durch Besserwiffer nun daran! — und kein Hufen deutschen Lands, solange Wir atmen — — (sinkt in Ohnmacht).

Georg: Was ist dem Meister?
Hans: — er erbleicht — sinkt hin!
Reuß: Mein Bruder?! —
Gans: Das ist die Galle der Plauen!
Reuß: — — über Verräter und Rebellen!
Georg: — die Stund ist da!
Zollern: Wir vertagen den Konvent. Schick Ärzte um den Meister! O, welche Kette von Prüfungen verhängst du über unsre Jahre, — Gott!

(Vorhang)

II. Akt

2. Szene

Abends. Ebene vor der Marienburg (wie in I 4). Hans, Georg, Walter.

Georg: Reitet, Walter, reitet!
Hans: In Ohnmacht der Vergöttert! — man spricht von Gift!

Georg: Reitet! — reitet! (Reuß)
 Walter: (laut) Das wird ein Sauntreiben diese Nacht. Eberhard wird es bekümmern, daß die Freunde fehlen. (tut überrascht) Der Komtur ist auch nicht zu gewinnen?
 Reuß: Ihr schafft die Haß auch ohne Uns. Der mächtige Eber liegt weidwund! — da habt ihr leichtes Treiben.
 Hans: Ist es wahr, Komtur, — Gift?
 Reuß: (undurchdringlich) Verrat ist auch Gift!
 Walter: Vielleicht beim Treiben finden sich — Heilkräuter!
 Georg: Wie gelb Saturn, wie feurig Mars!
 Reuß: — in greulicher Verstridung! — sie peitscht die Herzen! Da will auch selten Ding zur Hand. Doch des Menschen undurchdringlich Herz in solchem Zeichen, es täte wohl, den — Kopf des Ganzen aus dem Spiel zu lassen! — Weidmannsheil! (ab)
 Georg: Er meint — den Meister!
 Hans: Dürfen wir ihm trauen?
 Georg: Er weiß alles! — doch — — weiß er nichts! Das Feuer, das in seinem Busen schwelt, ist nicht wie deines, Hans! — es ist Saturns! Wer so hoch steht, wagt nicht vollen Einsatz!
 Hans: Außer einem!
 Walter: Außer einem!
 Georg: Er — ist unser Feldgeschrei! — reitet, Walter, schafft uns Eberhard auf die Stunde herbei!
 Hans: (glühend) Doch die Tochter — — die Geliebte?
 Georg: — erfährt nichts, unbesorgt!
 Walter: Lästige Weiberfragen spottet der Alte fort.
 Georg: Mit Hahnen schrei dringen wir in die Gemächer der Gebietiger. Judas Ruchmeister fällt, der die Neumark verschachert. Die Alten sperren wir — —
 Walter: — — in den Hühnerstall mit ihnen! — da mögen sie weiter gadern und Windeier legen in ihrer Angst.
 Georg: In den Abort mit ihnen, in den Danzger! — daß die Nogat ihre Beklemmung fortspüle!
 Hans: Und dann — nahn wir uns ihm, dem unsre Häupter gehören, unsre Herzen!
 Georg: Feldgeschrei: Herzog von Preußen! Reitet, Walter! — und — — wenn es mißlingt — —
 Hans: (glühend) Ihr Leben hängt, ihre Ehre daran! — mißlingen?
 Georg: (lächelnd) Gott und die — Jungfrau, Hans! — es gelingt! — reitet!
 (Vorhang)

II. Akt

3. Szene

Diele im Hause Eberhards. Nacht. Pochen. Franz.

Franz: Was für ein Ochs rennt seine Hörner gegen unser gutes Tor? 's ist Mitternacht, Herr Ochs! Die Rannen sind leer, Herr Ochs, und seine Edlen hebt kein Flaschenzug aus seines Bettes Schwere, — so gewichtig ist er vom Heben und Flaschenziehen. Trottet einen Stall weiter, Herr Ochs! (Eberhard)
 Eberhard: Wenn du nicht augenblicks den Schweinekoben deines lästerlichen Mauls schließt und das Tor öffnest, sind die Minuten deines jungfräulichen Daseins gezählt.
 Franz: (beim Öffnen) Schlagt zu, wenn Euer Edlen vor dem zarten Geschlecht keine Scham haben!

- Eberhard: Daß ich dir nicht die Ledernen herunterzieh — zum Zeichen deiner Männlichkeit!
- Franz: Wer hat Eure edle Trunkenheit heut und immer ins Bett gebracht? — ich, Eure Schaffnerin! (Öffnet. Walter)
- Walter: Schaff diesen Däumling mir aus dem Blickfeld, daß ich ihn nicht zwischen diesen wundgeklopften Fingern zermalme!
- Franz: Die Kannen sind leer, Herr vom Flaschenzug!
- Eberhard: Was bringst du, Walter?
- Franz: Bringen? — seine Edlen brachte noch nie nichts!
- Walter: Entferne diesen Zwitter! — ich komme mit Botschaft.
- Franz: Geholt hat er und gehöhlt unsere guten Weinfässer.
- Eberhard: Eins! — zwei! — (Franz fluchtartig ab.) W a n n — Walter?!
- Walter: Auf und los!! — beim Hahnenschrei dringen wir in die Gemächer der Gebietiger — —
- Eberhard: Ist ausgebietiget? — geht's los? — he, holla, Franz! — den Harnisch! (Franz)
- Franz: Wenn das kein Harnisch war, worin ich Euer Edlen eben sah!
- Eberhard: Kriegst einen Ruß, Lämmel von einer Schaffnerin!
- Franz: Wenn Euer Edlen weiter wie ein Ochs brüllen, werdet Ihr unser gnädiges Fräulein — —
- Walter: — — aus Träumen aufschrecken, die um Marienburg kreisen —
- Eberhard: — worauf du den Rappen satteln kannst! Spute dich, Franz! (Dorothea)
- Franz: Sagt ich's nicht! — als ob das nicht auch leiser brüllen könnt? — mein Lämmchen! (ab)
- Dorothea: Schämt Ihr Euch nicht, die Nacht zur Gefährtin eurer Trunkenheit zu machen!
- Walter: Ich hab Euch Grüße von Marienburg.
- Dorothea: Ich mag sie nicht aus nachttrunkenem Mund.
- Eberhard: (ruft) Gib dem Rappen zu saufen, Franz! — es wird ein scharfer Ritt.
- Walter: Oh, der Mund war tagnüchtern und kaum ein blonder Schimmer drauf.
- Dorothea: Wird ich erfahren, was es gibt?
- Eberhard: So wahr ich ein Ritter bin: die Sonne bringt es an den Tag!
- Walter: Doch der Mond nicht an die Nacht, schönste Dorothea.
- Dorothea: Die Kannen leer und — doch nüchtern? Walter, ich beschwöre Euch, dieser große Rindskopf, der sich mein Vater nennt, ist nur im trunkenen Zustand nüchtern. Kommt aber einmal über ihn die seltne Stunde der Nüchternheit wie jetzt, dann finnt Euch dieser Dummkopf die trunkensten Dinge aus.
- Eberhard: Wenn du ein ordinäres Sauentreiben „trunkenste Dinge“ nennst, mein Püppchen — —
- Dorothea: Es ist nicht recht, mein Vater, daß Ihr Großgebietiger des Ordens Sanct Mariä — — „Sauen“ nennt. Dummkopf, ich kraß dir die Augen aus, wenn du mir nicht gleich sagst, was ihr beide ausgeheckt. Was tut ihr in Marienburg?
- Eberhard: Krache, mein Panterkäschen, kraß mir das Bisier! (ruft) Franz, Esel, ist der Rappe gezäumt?
- Dorothea: Laßt mir den Zungen aus dem Spiel!
- Eberhard: Hier diesen Ruß für ihn! — durchs Bisier, weil ich meine Augen für den Ritt noch brauch! Holt mein Seidenkäschen mir Kopfschützer und Pulswärmer aus der Truhe, daß ich mich nicht verfühle?
- Dorothea: Wenn ich erfahre, was ihr vorhabt — —
- Eberhard: Auf mein Ritterwort! (Dorothea ab.) Auf und los, Walter! Du weißt, ich steh meinen Mann; aber ein Weib, das redet, redet, ist mir ein Greuel. Franz, halt mir die Steigbügel! — die wird Augen machen!

- Walter: Und keine mehr auskragen! (beide schnell ab; draußen Pferdegetrappel und Riefengelächter)
(Dorothea)
- Dorothea: Sie sind nicht in der Truhe! — ah, die Schuste! (Franz) Sattle den Fuchs, den Schimmel, Franz!
- Franz: Jetzt, mein Lämmchen?
- Dorothea: Ich bin nicht dein Lämmchen! — ich bin deine Herrin und ich lasse dich prügeln, wo du nicht gehorchst. Um Morgenrauen reiten wir — auf Marienburg. Da ist eine Dummheit im Gang — so groß, wie mein Vater lang ist! — und Hans ist auch dabei, so gewiß er mein Mann und — ein Narr ist! Wenn es mißlänge, Franz? Bereiten wir die Flucht vor! Ein Koppel Pferde — auf Marienburg! bis zur Bastei! Ich wag mich in die Stadt — ja in die Burg! O diese Narren, diese Narren! (sie weint)
- Franz: (gerührt) Mein Lämmchen!
(Vorhang)

II. Akt

4. Szene

Ebene vor der Marienburg (wie in I 4 und II 2). Frühe Morgendämmerung. Georg, Hans, Eberhard, Walter und andere Edle und junge Ritter mit Fackeln bzw. bloßen Schwertern.

- Georg: (flüsternd) Hergeleuchtet —
- Walter: Die Pforte?
- Hans: — zu den Gemächern der Gebietiger!
- Georg: — besetzt sie gut!
- Eberhard: Stöbert die stinkenden Füchse aus ihrem Bau!
- Walter: — in den Danzger mit ihnen, (leise auflachend) — in den Hühnerstall!
- Eberhard: Nur einen kost's den Balg!
- Walter: — den Küchenmeister!
- Georg: (unwillig) Das knarrt!
- Hans: 's ist drauß die Wetterfahne!
- Eberhard: Das war ein stürmischer Ritt! — ein arges „Sauentreiben“ das!
(lacht in sich)
- Georg: — Schritte! —
- Hans: — still, es kömmt —!?
- Georg: — keinen Laut! (alle harren lautlos; ein Ritter in dunkler Rüstung)
- Ritter: Gestalten — fragwürdig? — Fackeln? — was bedeutet? — die Parole?
- Georg: (donnernd) Herzog von Preußen!!
- Ritter: — he, Mordio!
- Hans: — der Schwarze Ritter —?!
- Eberhard: Er ist es!!
- Walter: Judas Küchenmeister!?
- Eberhard: Nimm deinen Lohn! (erschlägt ihn mit der Faust)
- Ritter: (hinsinkend) — he, Hilfe, — Mordio!
- Eberhard: Der verschachert keine Neumark mehr — „he, Hilfe, Mordio!“ (lacht in sich)
- Walter: Das Land ist frei! — die römische Sazung tot! — nun zum — Herzog!
- Georg: Den Leichnam aus dem Weg!
- Hans: — in die Kapelle!
- Walter: — und dann die Gans und Brendel — —
- Eberhard: — all die müden Gespenster in den Hühnerstall!
- Walter: — tuckertuck! — tuckertuckertuck! — hier wird nur gespaßt! — (hüpfen vorbei und hinaus; ein paar tragen den Leichnam fort. Man hört Türenzuschlagen, Aufschreie, Waffenlärm)
- (Vorhang)

II. Akt

5. Scene

Konventsaal der Marienburg. Zollern, Gans, Brendel und andere Gebietiger verflört und nur notdürftig gekleidet und bewaffnet — mit Fackeln in den Konventsaal, die Türen hinter sich verrammelnd.

- Gans: — zusammengetrieben wie in einem Hühnerstall.
- Zollern: — erschlagen Küchmeister vor der Kapelle — der Ordensmarschall!
- Brendel: Wenn uns nicht vom Meister Hilfe und Entsatz kommt — —
- Gans: Warum nicht vom Komtur von Danzig?
- Zollern: Wir fallen: welches Laub vom Ordensbaum, dem Tannenbergs Bliz das Mark versengt. Nur uns vergaßen die Leichenwürmer. Was an die Pforte hämmert, das ist nicht mehr Mariä Orden — —
- Brendel: Das ist der Rehergeist John Wiclefs! Die Kurie ist nicht blind, und Jagiello's Boten — römischer als Rom — schüren des Mißtrauens Blut.
- Gans: Sie rütteln an der Pforte! Greift zu den Wehren, Gebietiger! Sollen sie denn den Hermann Gans als Ganter sterben sehen!
- Zollern: Gebietiger, ich bin nicht mehr nütze! — ich öffne ungewaffnet; denn Gottes Geist, wann er nur will, vermag mehr als all deine Wehr, Bruder Gans. (geht öffnen; auf einer Säufte wird ungewappnet Plauen zur Mitte hereingetragen, die Gebietiger links)
- Plauen: Die Gebietiger in Waffen? Hätte Unser Auge sie doch je vor dieser Stunde so erblickt! — die Stunde wäre uns erspart geblieben. Großkomtur, edler Bruder Zollern, tritt an Unsr Seite! Legt nieder eure Wehren, Gebietiger! Wir sind im Konventsaal der Marienburg, — in Preußen! Das Schwert, Gebietiger, auf Jagiello! — hier herrscht das Gesez!
- Gans: Dann also liegt Bruder Küchmeister vom — Gesez erschlagen in Sanct Annen?
- Plauen: (hochfahrend): Wer ward erschlagen?
- Gans: Wenn unser Aug und Mund nicht lügt, der Ordensmarschall! — und unsres Wissens mit dem Schwert!
- Plauen: Wer bezeugt Uns dies?
- Brendel: Freilich nur — wir! — nur Eurer Gnaden Großgebietiger.
- Zollern: Meine Augen sahen Bruder Küchmeister für tot.
- Plauen: So erschlug das Gesez in diesem Nu, wer freventlich vermessen das Schwert erhob! Wer es auch sei — das schwören Wir — er ist schon tot!
- Gans: Sie — leben, Euer Gnaden, und rütteln an der Pforte! Greift zu den Wehren, Gebietiger, daß sie uns nicht rupfen wie die Hähnel!
- Zollern: Wer schützt den Meister? (die Pforte rechts wird aufgerissen; hereindringen hinter Reuß mit bloßen Schwertern: Georg, Hans, Eberhard, Walter und weitere Landesedle und Ordensritter.)
- Georg: Haltet die Pforte besetzt, daß keine Ratte durchschlüpft!
- Reuß: Heißt mich, mein Bruder, einen Sturzbach aufhalten mit den bloßen Händen!
- Georg: Verfluchter Spittler, dreimal verfluchter Trefler, gebt den Meister heraus, den ihr in frecher Überhebung gefangen haltet — ihr lästigt Überbleibsel von Tannenberg!
- Hans: (vor Plauens Säufte niederknien) Mein Vergötterter!
- Plauen: Wir wollen doch sehen, wohin Überwitz sich versteigt! Zuvor Unsr Bedingung in dreien Worten: — Unterwerfung Unserm Spruch!
- Reuß: Die Bedingung, mein gnädiger Bruder, ist erfüllt, eh Ihr sie ausgesprochen! — so ist sie Seelenkern der Aufständischen.

- Gans: Sehr genau kennt der Komtur den „Seelenkern“ des Aufstands!
 Plauen: Wollte Gott, Ihr kenntet ihn, er heißt: Gehorsam!
 Gans: — gegen die Sakung!
 Reuß: — gegen den Meister!
 Gans: — der Sakung obersten Diener!
 Plauen: (zu Georg): Sprecht!
 Georg: (liest) „Wir Ritter des Ordens St. Mariä und Landesedle in Preußen — Seiner Gnaden demütig und in Gehorsam: — —“
 Gans: — in „Gehorsam“!
 Plauen: Wir zweifeln keines Augenblickes Deut daran.
 Georg: „Land und Orden sind von Feinden umringt, die nur zum Schein das Kreuz bekennen. Des fordern wir in schuldigem Gehorsam: vermehrte Wachsamkeit, vermehrte Rüstung, rücksichtslose Beseitigung aller nicht wehrgewillten Gebietiger — —“
 Plauen: Das ist bittere Arznei!
 Georg: „Gemeinsam wider allen Feind tragen das Land, die Städte alle Last gemeinsam mit dem Orden. Des begehren wir in Demut und Gehorsam: Aufnahme des preußischen Landesabels in den Orden — —“
 Gans: Sakungslästerung mit jedem Wort!
 Georg: „Dem Hochmeister steht beratend — nicht bestimmend — der Konvent der gesamten Ritterschaft zur Seite — —“
 Brendel: Merkt ihr's: nicht Bruderschaft! — — Ritterschaft!
 Plauen: Der Ritter ist Bruder! — wolle Gott, jeder Bruder ein — Ritter!
 Georg: „— dazu der Landesrat, den Euer Gnaden huldvoll eingefeszt — —“
 Gans: Euer Gnaden ernten, was Euer Gnaden gesäet!
 Georg: „Loztrennung von der Kurie — —“
 Brendel: John Wicless Drachensaat!
 Georg: „Das Land erkennt als seinen obersten, alleinigen Bischof — den Meister! — —“
 Brendel: Das ist die Sprache des Kezers Johannes Huß zu Prag!
 Georg: „Des geloben wir: Gehorsam gegen den Meister und die von ihm Ernannten, so keinen andern Willen kennen — —“
 Gans: — — als den seinen! — —
 Georg: — — „als den seinen! — geloben wir: Armut! Aller Besitz in Orden, Land und Stadt ist Lehen des Meisters! — geloben wir Keuschheit! Der Ritter lebt unvermählt, lebt — — vermählt in Keuschheit! Unkeusches Zölibat den Priestern, wann sie wollen! Es ist nicht Rittersache, darüber zu befinden. Es lebe der Meister! — es lebe unser oberster, alleiniger Bischof! — es lebe Heinrich von Plauen, — Herzog in Preußen!“
 Gans: Verstummen diese Lippen nicht?
 Brendel: Herzog!
 Gans: Wiederholt es noch!
 Brendel: Es fehlt nur noch, daß einer kommt und stehet auf und befundet: die Erde, Trägerin der heiligen Kirche, — die Erde (belustigt) drehe sich um die Sonne! Wir aber, Brüder, wissen seit Adam — — wissen: das Firmament, die Sonne, kreist um die ewig festgefügte Erde, den Schemel Gottes! So wahr dies ist, so wahr und ewig ist unser Glaube, unsre Sakung!
 Zöllern: Amen!
 Georg: — — „bis in den Tod getreu: Georg von Burkheim.“
 Brendel: Er meint: — „getreu bis in den Tod“ des Marschalls!
 Eberhard: — des Judas Küchenmeister! — der die Neumark verschachert — —
 Walter: — — um dreißig Silberlingel

- Plauen: (sich aufrichtend — ruhig): Sie sind gefangen! Nehmt ihnen die Wehren ab! (lähmendes Schweigen) Da die Gebietiger Unserm Befehl taub bleiben — wie stets, wollen Wir ihnen ein Kapitel Säkung exerzieren. Georg von Burchheim, Mitglied des Ehrentisches!
- Georg: Zum Zeichen unabdingbaren Gehorjams! (legt die Wehr nieder)
- Plauen: Eberhard von Gleiwitz, Mitglied des Landesrates!
- Eberhard: So streckt der Landesadel Preußens die Wehr vor Eurer Gnaden in unverbrüchlichem Gehorsam! (tut es)
- Plauen: Hans!
- Hans: Für dich, Vergötterter, das Leben! (legt die Wehr nieder)
- Plauen: Ihr, Ritter und Landeseidle, legt nieder eure Wehren und harret Unfers Spruchs! (es geschieht) Nehmt die Anführer gefangen! (Bewegungslosigkeit) Da die Gebietiger nicht hören, — Georg, Hans, Eberhard, gebt euch Unserm Bruder, dem Komtur von Danzig, gefangen! Und führtest du uns geradenwegs zum Richtblock, wir sind gefangen dir, du Herrlicher, mit Leib und Seele. (hin zu Reuß)
- Georg: O weh, dahin der Traum, und alles verloren! (hin zu Reuß)
- Hans: Und die — Hans soll ungerupft sein — und ich soll dieses Espenlaub (auf Brendel) nicht angehn dürfen — ohne Wehr? — nur auf den Lebensodem prüfen?
- Eberhard: Und die — Hans soll ungerupft sein — und ich soll dieses Espenlaub (auf Brendel) nicht angehn dürfen — ohne Wehr? — nur auf den Lebensodem prüfen?
- Georg: Eberhard, gehorcht! (es geschieht) — es ist der Brauch nicht, daß der Meister zweimal befiehlt.
- Reuß: — außer bei Großgebietigern!
- Plauen: Großkomtur, befehlt, daß man die Boten Uns hereinführt! (ein englischer, französischer und ein Ordensbote) Edler Bruder Zollern, empfängt die Handschreiben der fremden Majestäten! (es geschieht) — lies, Heinrich!
- Reuß: Der Komtur von Rhein meldet, — Eurer Gnaden schleunige Hilfe erbittend: starke Heereshaufen tatarischer Horden sind sechs Meilen tief bei Johannisburg eingefallen — unter Plünderung und Gewalttat. Männer und Jünglinge vom Schwert gewürgt, Kirchen mit — „Inhalt“ niedergebrannt, Heiligtümer verhöhnt, zertreten — — (Unruhe)
- Plauen: Genügt es Unsern Großgebietigern? — ihr Blut ist noch nicht warm? — lies weiter!
- Reuß: — — an Frauen und Jungfrauen allen viehischen Lüsten gefrönt —
- Plauen: — noch nicht warm? — weiter! —
- Reuß: — — Kinder aufgespießt und unter die Füße getreten — —
- Plauen: — weiter! —
- Reuß: — — und trieben unter Raub und Brand Herden von Vieh und Gefangenen mit sich fort — —
- Zollern: „— von Vieh und Gefangenen — —“
- Gans: Genug!
- Brendel: Genug!
- Zollern: Genug!
- Georg: (Walter und die Ritter fallen ein) Niemals genug! — weiter — weiter — weiter!
- Reuß: (liest) „Die Majestät von England sagt dem Hochmeister gnädigen Beistand zu — wider Wladislaw Jagiello — —“ (jubelnder Beifall der Ritter) „Die Majestät von Frankreich sagt dem Meister gnädigen Beistand zu — wider Polens Anspruch —“ (jubelnder Beifall der Ritter)
- Plauen: Den Majestäten Unsern tief bewegten Dank! England und Frankreich fanden Wir noch stets bei der gerechten deutschen Sache, wenn es um Polens Habgier ging! Im Remter empfängt Handschreiben und Be-

- glaubigung hernach! (Der englische und französische Bote werden hinausgeführt)
- Zollern: Wie kommen Euer Gnaden zu der Botschaft?
- Brendel: Und wohin — zielt dies alles?
- Plauen: Weiter!
- Ritter: Weiter! — weiter!
- Reufz: „In Polen wüthen erschreckliche Seuchen, die Mensch und Vieh anfallen — —“
- Plauen: Wir haben dem König in bewegten Worten Unser Beileid ausgesprochen. (Gelächter der Ritter)
- Reufz: „Die Schlagkraft der Heere Jagiellos ist nicht vor kommendem Sommer zu erwarten — —“
- Plauen: Die Einfälle bei Johannisburg verschleiern dies geschickt vor — Unsern Großgebietiger. (Gelächter der Ritter) Indessen liegen Unfre Söldnerscharen untätig! Kann der Obersttrepler aus des Ordens leergeplünderten Beuteln bis zum nächsten Sommer untätig sie erhalten?
- Brendel: Um Gott, wohin zielt Eurer Gnaden versänglich Fragen?
- Plauen: Auf ein bloßes — Abtasten Uns erprobender jagellon'scher Streitkräfte. (Jubel der Ritter)
- Gans: Da sei Gott vor! — so planen Euer Gnaden seit langem, wie wir gefährdet, Entsehlung eines Feldzugs?
- Plauen: Welch großes Wort! — ein bloßes — — Exerzieren! — freilich wie bei Johannisburg: sechs Meilen oder mehr — — jenseits der Ordensgrenzen! (Jubel der Ritter) Wegen der Herde „Vieh und — Gefangnen“, Hermann Gans! — wegen der geschändeten Frauen und Jungfrauen“, Hermann Gans! — wegen der aufgespießten Kinder, Hermann Gans! — wegen der verbrannten Kirchen mit „Inhalt“, zertreten Heiligtümer, geblendeten, erstochenen Priester, Hermann Gans! — nichts weiter! — ein bloßes Gegenerzieren! (unbeschreiblicher Jubel der Ritter, Betretenheit der Gebietiger)
- Georg: Solche Entscheidungen, Berehrungswürdigster, und Sterben auf dem Nichtblock ist Wollust und ehrenvoller Schlachtentod.
- Plauen: Die Karte! — 16 000 Berittne sehen Wir gen Dobrinerland, 5000 zur Beobachtung auf Masovien! Zu den Heereshausen stoßen besprochenermaßen Reifige aus Ritterschaft und Städten. Zugleich ergehen Sendschreiben an die Majestäten Ungarns, Englands, Frankreichs, an den Heiligen Vater, an die deutschen Fürsten, darin Wir Unfre Schuldlosigkeit dartun, so wahr Uns Gott helfe! — Sendschreiben, darin Wir Jagiellos schnöden Wortbruch dartun, so wahr Uns Gott helfe! (unbeschreiblicher Jubel der Ritter, völlige Gelähmtheit der Gebietiger) Zum Führer der gesamten Streitmacht, da Gott Uns selbst zur Unzeit mit Krankheit schlug, bestallen Wir Unfern Bruder — — (indes die astrologische Uhr sieben Uhr morgens schlägt, ist unmerklich durch die Reihen der Ritter hindurch ein Geharnischter getreten, der erst vor Plauen das Visier hebt; es ist der totheglaubte Rükmeister) — — Unfern — Bruder — — Michael Rükmeister, Oberstmarschall, den tothegewähnt wohl — — Gott zu dieser Stund Uns sendet, daß er die Schmach von Wien Uns löse und der Neumark Verpfändung?
- Zollern: Meine Augen sahen dich für toth! — träume ich, Michael, — träumte ich zuvor?
- Brendel: (zu Plauen) Beugt Euch dem Zeichen! — auch Eurer Gnaden Leiden ist nicht von ungefähr!
- Plauen: Zeichen wahrlich über Zeichen! — von Gott? — von — —? (lähmendes Schweigen)
- Zollern: Sprich, Michael, welch Wunder ist an dir geschehen?



Rüchmeister: Ein Gebietiger ward erschlagen! —

Eberhard: Das will ich meinen!

Rüchmeister: Der Trefler ist's von Balga, Eginhard, der in Geschäften auf Marienburg, und den ein unbegreiflich Schicksalswalten den Aufständischen in den Weg führt. Die nehmen in ihrem Wahn — 's ist frühe Morgendämmerung! — den Geharnischten für den Marschall, dem sie verblendet Tod zugeschworen. Und da Verblichne nicht nur Farbe, auch Ausdruck des Gesichts wechseln, drauß der Gottesfunke entflohn, hält man den Toten weiter für den Marschall. Ich verberge mich; doch so sicher macht sie ihr Wahn, daß mich der Übermut, Gott verzeih mirs, überkommt, in ihrer Mitte, die mir bittren Tod zugeschworen, ein fromm Gebet zu verrichten — — „an meiner eignen Leiche“!

Plauen: Daran erkennen Wir den stets Tapferen im Feld! Es muß doch — — Gott sein, Michael, der in Zeichen so sichtbar zu Uns spricht?! Tatarische Horden sind, Michael, jagellon'sche Banden in Unsre Grenzen eingebrochen. Der Marschall, Zögerer im Rat, doch tapferster Soldat, wird sie heimlaufen!

Rüchmeister: Der Stunde Erhabenheit mag ich mit Warnung nicht schulmeisternd schmälern. So schweigt der ew'ge Mahner, wenn Euer Gnaden, wenn — der Gebietigerrat dies also will!

Gans: Der Gebietigerrat ward gehört, doch nicht erhört!

Plauen: Kraft Machtbriefs, den Uns Gott der Herr verliehen, übertragen Wir des Feldzugs Leitung s a h u n g s g e t r e u dem Oberstmarschall! Unfern Bruder, den Komtur von Danzig, der Unfern Willen kennt, geben Wir dem Marschall — zur Seite! — ihn sprechen Wir noch insbesondere!! Im Kemter empfängt Vollmacht und Befehl! Gott und die Jungfrau! Ihr indes harrt Unsres Spruchs!

Georg: Unsre Häupter gehören, unsre Herzen, dem Meister! —

Brendel: „Wer frevelndlich vermessen das Schwert erhoben, wer es auch sei, er ist schon tot!“

Plauen: (fest) Wir schwuren es! Amarm' Uns, Tapferster der Tapferen! — kehrt als Sieger Uns heim!

Rüchmeister: — so gewiß solch Recht und unverrückter Glaube in diesen Mauern herrscht!

Hans: Alles verloren! — und die Mauern stehen noch?

Plauen: Ihr, die Verführten, werdet eure minder schwere Schuld durch Taten auf dem Feldzug vergessen machen, daß es Jagiello nicht ein zweites Mal beifallen soll, in unsre Grenzen einzubrechen!

Ritter: Gott und die Jungfrau!

Georg: Heil dem Meister!

Rüchmeister: — des Glaubens und des Rechtes Wahrer!

Eberhard: — der uns den Landesrat schuf!

Walter: (einfallend) Heil dem Plauen!

Georg: — dem ewigen Retter der Marienburg! (Ritter fallen ein)

Plauen: Zur Kapelle! (großer Aufbruch)

(Vorhang)

(Pause und Umbau)

(Schluß folgt.)

DANZIG

GOTENHAFEN



*Der deutsche Großhafen
von weltbekannter Leistungsfähigkeit*

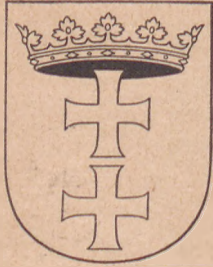


BUGSIER-

REEDEREI-UND BERGUNGS-GMBH. — DANZIG, LANGER MARKT 38

SCHLEPPSCHIFFFAHRT, BERGUNGEN

Schlepper aller Größen · Tag- und Nachtdienst
Telefon: 35297, 24491, 24497 — Telegramm-Adresse: „Bugsier“



HANSESTADT DANZIG

*Wirtschaftszentrum in günstiger
Verkehrslage im Osten Europas.
Leistungsfähiger See- und Flusshafen.
Umschlagsplatz mit bedeutender
Industrie und hochentwickeltem Handel.
Kultureller Mittelpunkt regen
Kunst- und Geisteslebens.*

AUSKUNFTE DURCH DEN OBERBÜRGERMEISTER DER
HANSESTADT DANZIG - VERKEHRSAMT

Zoppoter Waldoper

REICHSWICHTIGE FESTSPIELSTÄTTE

Generalintendant Hermann Merz

+

Richard - Wagner - Festspiele 1942

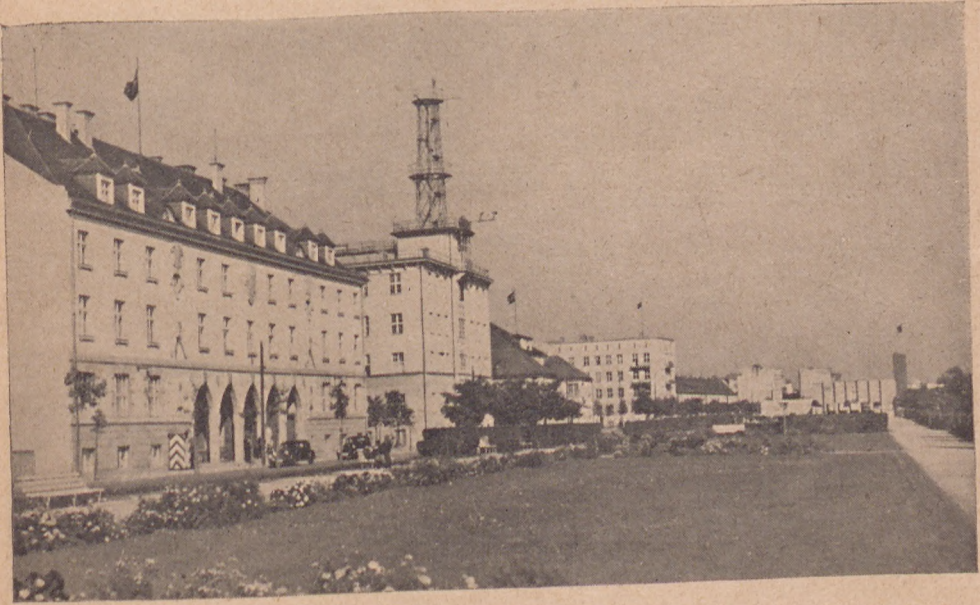
Ende Juli: „**Meistersinger**“ / 4 Aufführungen

Anfang August: „**Siegfried**“ / 5 Aufführungen

Auskünfte durch die Verwaltung der Zoppoter Waldoper, Ostseebad Zoppot

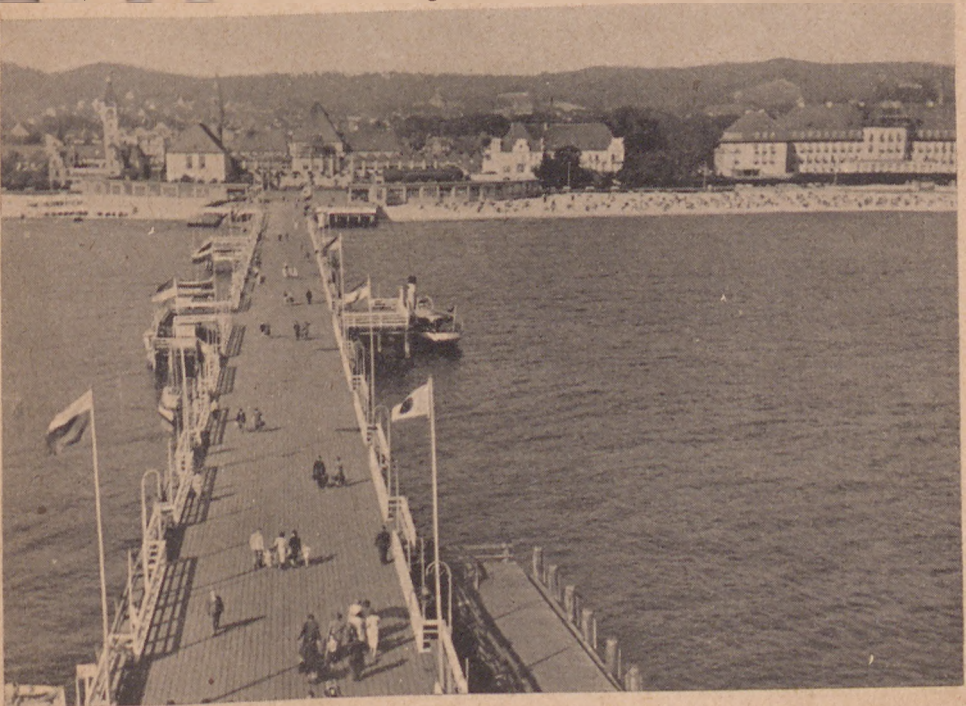
Götenhafen

die aufstrebende Stadt mit günstigen
Entwicklungsmöglichkeiten für Handel, Handwerk und Industrie
Auskunft: Verkehrs- und Werbeamt der Stadt Götenhafen



ZOPPOT

mit seinem 600 m in die Ostsee hinein-
ragenden Seesteg, dem längsten Europas





Neustadt

In schönster landschaftlicher Lage, unweit der See, verkehrsgünstig an der Ostbahn Berlin-Stettin-Danzig-Königsberg und an der Reichsstraße 2 (45 km bis Danzig, 24 km bis Gotenhafen) gelegen, Schnellzugstation

empfiehlt **Industriegelände**

mit eigenem Gleisanschluß, in unmittelbarer Nähe von Siedlungen und Siedlungsgelände, durch Straßen erschlossen,

geeignet **für Industrien aller Art**

Elektrisches Licht und elektrische Kraft, Gaswerk, Kanalisation, Wasserkraft und Wasserleitung vorhanden. Reicher Waldbestand.

Volksschulen, Hauptschule, Oberschule, Fortbildungsschule, Landwirtschaftsschule, Freibad und Warmbad am Platze.

Auskunft erteilt der

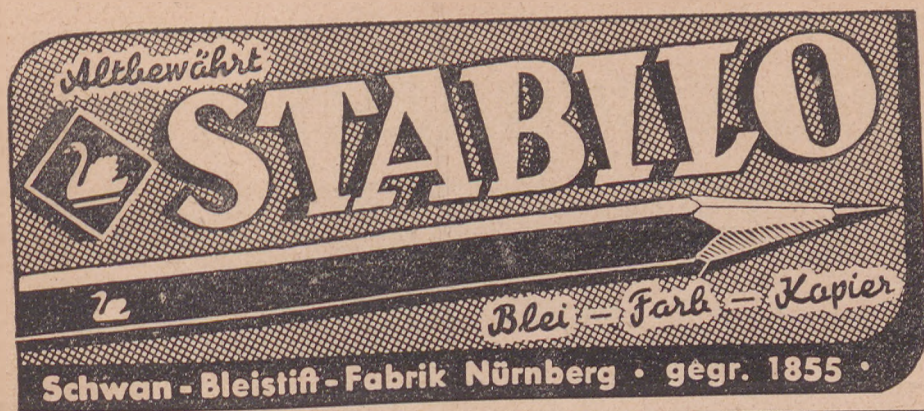
Amtskommissar Neustadt Reichsgau Danzig-Westpreußen, Adolf-Hitler-Platz

Verpackungen

aller Art

aus Pappe und Papier

Danziger Verpackungsindustrie A.-G.
Danzig



Danziger
Kartonagen- und Wellpappen-
Fabrik GmbH.

DANZIG-LANGFUHR
Adolf-Hitler-Straße 209, Fernruf 42403

Wellpappe-Verpackungen
Wellpappe in Rollen · Starkwellpappe

Holzgroßhandlung

GERHARD STEPPAT, DANZIG

Frauengasse 53 (An der Marienkirche)
Telefon: 21704 (nach Büroschluß 41769)

Trockene, gepflegte **Laubhölzer** in allen Holzarten
In- und ausländische **Sperrhölzer - Furniere - Holzfaserplatten**

Läger: Danzig-Strohdeich / Danzig-Kaiserhafen



Danziger Accumulatoren-Fabrik

GOTTFRIED HAGEN

G. m. b. H.

Stadtkontor: Danzig, Elisabethkirchengasse 10 Ruf 25886, 26886
Fabrik: Oliva, Adolf-Hitler Straße 489 Ruf 45537

HANS SCHACHT & CO.

Holzgroßhandlung

DANZIG

Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler

e. G. m. b. H.

DANZIG



Milchkannengasse 12

Kolonialwaren- und Lebensmittel-Großhandel

OBST- UND GEMÜSE-

Telegramm-Adresse
„FRUCHTLUCKS“



Telefon: 232 32 und 232 09
Nach Büroschl. Lucks 232 09

Ernst Lucks

DANZIG

Holzexport und Handelsgesellschaft Paetz & Co.

Holz-Großhandel, Export u. Import

DANZIG

Hopfengasse Nr. 33

Telegramm-Adresse: Holpa

Telefon Nr. 25008

GÖTZEN

Danziger Goldwasser
Kurfürstl. Magen



JULIUS VON GÖTZEN • Fabrik Original Danziger Liköre • DANZIG

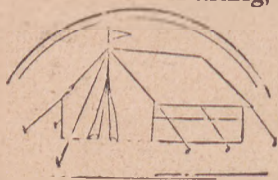
Anglas

SCHOKOLADE
PRALINEN
KAKAO

Fabrik-Neubau der Plan- und Zeltfabrik

R. Deutschendorf & Co.

Danzig, Milchkannengasse 27, Tel. 28336/37



Sack-, Plan- und Zeltfabrik

Schlafdecken, Bettzeuge, Handtücher

Abt.: Wassersport

Abt.: Gartenmöbel

Bruno Stoellger

Holzhandlung / Hobelwerk / Kistenfabrik

Danzig-Schellmühl

Schellmühler Weg 9

Telefon 27633, 23992, 28130

Hauptbüro und Abt. Holzhandlung und Hobelwerk:

Danzig-Schellmühl, Schellmühler Weg 9. Telefon 27633, 23992

Abt. Kistenfabrik:

Danzig-Schellmühl, Schellmühler Wiesendamm 5 e. Tel. 28130

Walter Kroll, Danzig

Büro: Hansaplatz Nr. 14, Fernsprecher
22509 und 22609

Lager: Strohdreich, Nehrunger Weg 11-13
Fernsprecher 23835

Telegr.-Adresse:
22509 Kroll, Danzig

HOLZ Groß-Ein und Ausfuhr-Handel
Rammpfähle, Rund- und Schnittholz



John Geo. Steppat

Holzimport

DANZIG

Büro: Zoppot, Süds/r. 10

Telefon: 51670 und 51086

15 Jahre Rundfunk in Danzig

15 Jahre Dienst am Rundfunk

Radio Wiegel

Oberingenieur Johann Wiegel

Danzig, Theaterplatz 14-16

Radio-Fachgeschäft seit 1926

ARTUR ENGELHARDT, DANZIG

Abt. A

Apothekenbedarf
Medizinflaschen und STADA-Packungen
Standgefäße mit eingedr. Beschriftung
Glasgeräte, Trichter
Mensuren usw., Glasballons
Görflaschen, Kork- und Spunde
Vierka-Weinhefen und Einmacheartikel
Garantol-Eierkonservierung usw.

Abt. B

Jenaer feuerfestes Glasgeschirr
Konservengläser
Kelch- und Tischglas
Porzellan
Steingut
Lampen, Zylinder, Dochte
Verdunster für Heizungen
usw.

Lieferung erfolgt nur an Wiederverkäufer

Großhandlung für Apothekenbedarf und Wirtschaftswaren

Kleblitzgasse 3, Ruf 263 32 und 263 33



ERNST SIEG

(vorm. Sieg & Co. G. m. b. H.)

DANZIG und GOTENHAFEN

Schlepp-, Bergungs- und Leichterreederei - Kohलगroßhandlung
und Kohlenumschlag - Bunkerkohlen - Frischwasser

Telegr.-Adresse:
SIEGCO DANZIG

Fernsprecher
Nr. 23066, 23081

Hauptkontor: DANZIG, Langer Markt 20 - Hafenkontor NEU-
FAHRWASSER, Ruf 35202 - GOTENHAFEN, Dän. Kai, Ruf 1908



KARL ORTMAN

OBST - GEMUSE - SÜDFRUCHTE

IMPORT UND WAGGONBEZUG UBER

DANZIG

DANZIG, HUNDEGASSE 95

RUF 27270, 28803 - DRAHT: ORTMAR - WAGGON-
ANSCHRIFT: BERGSPED, DANZIG - LEEGESTOR

Albert Diener

DANZIG

Hundegasse Nr. 91/92

+

IMPORT ~ EXPORT

+

Kolonialwaren

Lebensmittel

Fruchtprodukte



Justus Liebig

hat die Chemie als erster zielbewußt in den Dienst des praktischen Lebens gestellt. Auf seiner genialen Tätigkeit als Forscher und Lehrer beruht zu wesentlichen Teilen die mächtige Entwicklung, welche die Medizin und Pharmazie, die Landwirtschaft und viele Gewerbe im 19. Jahrhundert genommen haben. Enge, lebenslange Freundesbeziehungen verbunden Justus Liebig mit seinem Landsmann Heinrich Emanuel Merck, dem Inhaber der Darmstädter Engel-Apotheke. Liebig schuf die wissenschaftlichen Voraussetzungen für eine chemische Industrie — Heinrich Emanuel Merck verwirklichte sie praktisch.

Er begründete 1827 die

CHEMISCHE FABRIK
E. MERCK
DARMSTADT

Millionen
haben Tee
Marke TEEKANNE
getrunken.

Millionen
werden ihn
später wieder trinken.

Für die Zeit, in der es keinen Tee gibt, haben die von uns geschaffenen Austauschgetränke für echten Tee
Teeka-Fruchttee
Teeka-Fix
Meta-Fixminze
maßgebend dazu beigetragen, die Hausfrauen von der Sorge um das tägliche Getränk zu befreien.

„CEEKANNE“

Horst Armbrust

TEXTIL-GROSSHANDEL

Läger in Manufaktur-, Wirk- und Strickwaren

DANZIG

Holzmarkt 3, Telefon 232 34

Karl-A. Schülke

Textilvertreffungen - Großhandel

DANZIG

Große Gerbergasse 5, Telefon 238 61



Sülzner & Fleischer

GROSSHANDEL IN GARNEN, KURZ- U. MODEWAREN,
STRUMPFEN, WIRK- U. STRICKWAREN, HANDSCHUHEN,
WOLL- U. BAUMWOLLSTOFFEN, BERUFSBEKLEIDUNG

Danzig

Böllchergasse 24/27, Telefon 27251, 22881, 25211, 25027
Postfach 81

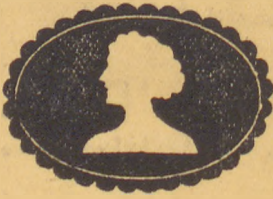
Dietrich Dirksen

Berufsbekleidungs- u. Schürzenfabrikation
Textilwarengroßhandel

DANZIG

Hellige-Geist-Gasse 87/89, Telefon 273 90, 273 91

Generalgouvernement: Warschau, Lowicz, Grojec



Dr. August Oetker

Nährmittelfabrik

Danzig-Oliva

Der
Felikan
FÜLLHALTER
*schreibt sofort an
und kleckst nie!*



*Viel begehrt,
aber zur Zeit nicht immer
zu haben*